

## **Christoph Rinser, Luise Rinser**

### **1911**

Luise Rinser wird am 30. April 1911 in Pitzling, heute Teil der Stadt Landsberg am Lech, in Oberbayern geboren. Ihre Kindheit verbringt sie in den oberbayerischen Gemeinden Huglfing und Übersee. Wichtige Eindrücke erhält sie im Kloster Wessobrunn, zwischen Weilheim und Landsberg gelegen, wo sie ihre Ferien verbringt. Wie sehr sie von der Atmosphäre dieses Ortes geprägt wird, bezeugt ihr erstes Buch „Die gläsernen Ringe“ (1941). Ihre Eltern sind streng katholisch und in mancher Hinsicht recht eng. Welchen Einfluss sie auf ihre einzige Tochter ausüben, kann dem ersten Teil der Autobiographie „Den Wolf umarmen“ (1981) entnommen werden.

### **1924**

Mit dreizehn Jahren kommt Luise nach München in ein Lehrerinnen-seminar, wo sie eine Ausbildung zur Volksschullehrerin beginnt. Sie studiert Pädagogik und Psychologie und schließt die Ausbildung als Beste ihres Kurses ab. Zunächst erhält sie Aushilfsstellen in verschiedenen kleinen Orten, u.a. Nicklheim, das sie zu ihrem Roman „Daniela“ inspiriert.

### **1931**

Sie beginnt 1931 für die „Deutsche Junglehrerzeitung“ Artikel zu schreiben. Trotz einer gewissen Faszination, die die Hitler-Jugend vielleicht anfangs auf sie ausübt – man bedenke die Verhältnisse jener Zeit – wurde sie nie Mitglied der NSDAP. Auch nach ihrer ersten festen Anstellung als Lehrerin verweigert sie den obligaten Eintritt in die NS-Partei und kommt, als der Druck zu groß wird, 1939 der Entlassung aus dem Schuldienst durch ihre eigene Kündigung zuvor.

### **1939**

Im selben Jahr heiratet sie ihren Verlobten Horst Günther Schnell, einen jungen Pianisten und Dirigenten. Dieser erhält noch im gleichen Jahr eine Anstellung als Kapellmeister an der Oper Braunschweig, sodass das junge Paar dorthin zieht.

Am 1. September 1939 beginnt der Zweite Weltkrieg.

### **1940-1941**

Im Februar 1940 wird der erste Sohn Christoph geboren.

1941 übersiedelt die junge Familie – dem beruflichen Wechsel Horst Günthers folgend – nach Rostock. Hier kommt im Oktober der zweite Sohn Stephan zur Welt.

### **1942**

1942 wird Horst Günther zur Wehrmacht einberufen und nach Russland abkommandiert. Wahrscheinlich ist das Paar zu dieser Zeit bereits geschieden. Luise zieht wieder nach Oberbayern, wo sie in dem Dorf Kirchanschöring bei Freilassing mit ihren beiden Kindern in ärmlichen Verhältnissen lebt.

#### **1943-1944**

1943 heiratet sie ihren Schriftstellerkollegen Klaus Herrmann. Im Oktober 1944 wird sie wegen „Wehrkraftzersetzung“ und „Hochverrats“ verhaftet und im Traunsteiner Gefängnis eingesperrt. Christoph kommt zu den Großeltern nach Rosenheim, Stephan in ein Kinderheim. Ein Prozess findet nicht mehr statt. Und so ist es auch kaum denkbar, dass sie zum Tode verurteilt worden sei, wie verschiedentlich zu lesen ist.

#### **1945**

Nach der Befreiung durch die Amerikaner beginnt für die junge Autorin eine Zeit intensiver Aktivität. Als Verfolgte des NS-Regimes kann sie unter der amerikanischen Besatzung schnell Fuß fassen. Sie wird Mitarbeiterin der „Neuen Zeitung“ in München und schreibt unzählige Artikel und Rezensionen.

#### **1946-1948**

1946 erscheinen ihr „Gefängnistagebuch“ sowie eine erste Sammlung von Erzählungen „Erste Liebe“.

1948 werden der während des Krieges geschriebene Roman „Hochebene“ und der neue Roman „Die Stärkeren“ sowie – neben einer größeren Arbeit über Pestalozzi – die noch heute hoch geschätzte und viel gelesene Erzählung „Jan Lobel aus Warschau“ veröffentlicht. Man trägt ihr zudem verschiedene, auch politische, Ämter an, die sie jedoch ausschlägt.

1948 erhält Luise die Genehmigung nach München zu ziehen – zu jener Zeit ein außerordentliches, für die junge Autorin lebenswichtiges Privileg. Bemerkenswert ist die Liste all jener Persönlichkeiten, die sich im halb zerbombten Haus eingefunden haben: Hermann Kesten, Heinrich Waggerl, Alfred Polgar, Leonhard Frank, Erich Kästner, Hans Schweikart und viele, viele andere.

#### **1949**

1949 erscheint das Kinderbuch „Martins Reise“, und im Sommer desselben Jahres entsteht der Roman „Mitte des Lebens“, der zu Luises erstem wirklich großen Erfolg wird. Wie sie selbst schreibt („Wolf“, S. 411), geht er ihr erst dann von der Hand, als sie dem Verleger Fritz Landshoff begegnet.

#### **1950**

1950 erneuter Umzug, nun in jene Wohnung in der „Borstei“, einer in den 20er Jahren entstandenen Muster-Wohnanlage, die die Autorin bis zum Kauf einer kleinen Eigentumswohnung im Jahr 1995 behält und die – auch später, als Rom und Rocca di Papa ihre zweite Heimat werden –, ihre Verwurzelung in Oberbayern und München bezeugt. Hier beginnt nun einer der wenigen „friedlicheren“ Abschnitte ihres Lebens mit ihren beiden Söhnen. Es gibt zwar einige „Störungen“ durch Männer (Landshoff, J. R. Becher, Fritz Kortner u.a.), die sie mit ihrer Liebe bedrängen, doch „ins Innerste unseres Geheges drang keiner ein“.

### **1952-1954**

Im Jahr 1952 begegnet sie dem Komponisten Carl Orff. Die sieben schwierigen Jahre, die damit beginnen, sind ausführlich geschildert und reflektiert in „Saturn auf der Sonne“ (S. 86ff). Da man bald beschließt zu heiraten, bedeutet dies äußerlich zunächst einen zweimaligen Umzug: erst in ein gemietetes Haus in München-Bogenhausen, dann 1955 in das eigene Haus in Dießen am Ammersee. Für die Söhne ergibt dies ebenfalls eine leidvolle Veränderung: Da es in Dießen kein Gymnasium gibt – beide haben bis dahin das Maximilians- Gymnasium in München besucht – hält man es für das Beste, sie im Internat des Benediktinerklosters Ettal bei Garmisch unterzubringen, wo sie bis zum Abitur (1959 bzw. 1961) bleiben.

In dieser Zeit veröffentlicht die Autorin den Roman „Daniel“ (1953) und den Bericht über die stigmatisierte Therese von Konnersreuth „Die Wahrheit über Konnersreuth“.

### **1955-1957**

1955 folgt eine Art Kriminalroman „Der Sündenbock“, 1956 ein weiterer Band mit Erzählungen „Ein Bündel weißer Narzissen“ und 1957 der zweite „Nina“-Roman „Abenteuer der Tugend“. Dieser ist übrigens nicht von der Ehe mit Orff inspiriert, sondern von Landshoff. Daneben schreibt sie unzählige Rezensionen, Feuilletons, Essays. Doch in erster Linie ist sie „Frau Orff“, d.h. sie kümmert sich um alle geschäftlichen und gesellschaftlichen Aufgaben: zunächst um den Umbau des Hauses und um die Beschaffung des nötigen Geldes, dann um den Haushalt, um die Gäste, um Orffs Termine, zu denen sie ihn fast immer mit dem Auto fahren muss; sie begleitet ihn zu Aufführungen und Schallplattenaufnahmen ...

Ende 1955 bricht ein weiteres Ereignis in ihr Leben ein: Sie lernt „M.A.“ kennen. Dieses Kürzel verwendet sie selbst in ihren Tagebüchern, und so soll es auch hier für den Mann stehen, der die große Liebe ihres Lebens wird – eine unerfüllte und unerfüllbare Liebe, da es sich um einen Ordensmann handelt, der nicht daran denkt, sein Gelübde zu brechen, um sich mit einer Frau zu verbinden. Und so ist dieser „M.A.“ auch nicht der Grund für die spätere Scheidung von Orff.

### **1958**

1958 werden die Weichen für die letzte große Wende im Leben der Autorin gestellt: Sie erhält ein Stipendium für die „Villa Massimo“ in Rom. Es entsteht – unter dem Eindruck eines Besuchs im Kloster Veroli bei Frosinone – die Erzählung „Geh fort wenn du kannst“. In dieser Zeit wird ihr eine Wohnung am Fuß des Aventin in Rom angeboten. Da bereits klar ist, dass die Ehe mit Orff bald in der Scheidung enden wird – tatsächlich erfolgt sie im Dezember 1960 – und da außerdem Sohn Christoph im Herbst 1959 sein Philosophie-Studium in Rom beginnen soll, spricht alles dafür, dieses unerwartete Angebot anzunehmen.

### **1959-1961**

So zieht sie also im September 1959 nach Rom und beginnt ein neues Leben. In ihrem Buch „Septembertag“ (1964) schildert sie einen fiktiven, aber durchaus nicht unrealistischen Tagesablauf.

1960 erscheint „Der Schwerpunkt“ mit Aufsätzen über verschiedene Schriftstellerkolleginnen und -kollegen.

Das Jahr 1961 ist vor allem der Arbeit am Roman „Die vollkommene Freude“ gewidmet. Sie trifft Marie-Luise Kaschnitz und Ernst Ginsberg. Außerdem kauft sie das Grundstück in Rocca di Papa, auf dem sie drei Jahre später ihr Haus bauen wird.

### **1962**

Im Jahr 1962 begegnet sie dem Jesuiten und Theologen Karl Rahner, mit dem sie bis zu dessen Tod im Jahr 1984 eng befreundet ist. Aus dem sehr intensiven und umfangreichen Briefwechsel mit ihm wird 1994 eine Auswahl ihrer Briefe, da der Orden die Veröffentlichung seiner Briefe verbietet, unter dem Titel „Gratwanderung“ (s.u.) herausgegeben. Im April reist sie in den Libanon und nach Israel, wo sie Martin Buber trifft. Im Oktober wird das Zweite Vatikanische Konzil eröffnet, für das sie während der vier Sitzungsperioden (bis 1965) Artikel für verschiedene Zeitungen schreibt. Es erscheinen der Roman „Die vollkommene Freude“, ein Fotoband mit Bildern von Oswald Kettenberger „Ich weiß deinen Namen“ und der Aufsatz „Vom Sinn der Traurigkeit“.

### **1964-1965**

Im Jahr 1964 wird „Septembertag“ abgeschlossen. Außerdem steht das Jahr im Zeichen eines neuen Romans: „Ich bin Tobias“. Es erscheint der Aufsatz „Über die Hoffnung“.

Am Anfang des Jahres 1965 steht der Umzug in das neue Haus in Rocca di Papa (31. Januar). In den folgenden drei Jahren schreibt sie für die Frauenzeitschrift „Für Sie“ eine regelmäßige Kolumne über Lebensfragen. Themen sind „Lächeln“, „Zufriedenheit – eine Tugend?“, „Vom Verzeihen“, „Kann ich gut zuhören?“, „Über die Schwermut“, „Geduld“, „Mehr sein als scheinen“ und viele andere. Es werden publiziert: der Roman „Ich bin Tobias“, eine erste Sammlung der Beiträge aus „Für Sie“ unter dem Titel „Gespräche über Lebensfragen“ und der Aufsatz „Hat Beten einen Sinn?“.

### **1967**

1967 werden veröffentlicht: das Buch „Jugend unserer Zeit“, der zweite Band mit Beiträgen aus „Für Sie“ („Gespräch von Mensch zu Mensch“) sowie die Aufsätze „Laie, nicht ferngesteuert“ und „Zölibat und Frau“. Aus den in dieser Zeit erschienenen Titeln lässt sich eine starke Auseinandersetzung mit kirchlichen Themen erkennen, was aufgrund des Konzils mit seinen Auswirkungen auf die öffentliche Diskussion und der engen Beziehungen der Autorin zu Theologen nicht verwunderlich ist. Im Oktober trifft sie Ernst Bloch, der zu einem Vortrag nach Rom kommt.

### **1968**

1968 erscheinen der 3. Band der „Für Sie“-Beiträge „Fragen, Antworten“ und ein großer Aufsatz „Von der Unmöglichkeit und der Möglichkeit heute Priester zu sein“. Daneben spielt die Mitarbeit bei der internationalen „Famous Artists School“ eine gewisse Rolle.

### **1970-1971**

1970 kommt das erste Tagebuch mit dem Titel „Baustelle – Eine Art Tagebuch“ heraus.

Ihre Sympathie für Person und Politik Willy Brandts bewegt sie dazu, sich 1971 mit Günter Grass und vielen anderen Prominenten in einer Wählerinitiative für ihn zu engagieren.

### **1972-1975**

1972 erscheint das Tagebuch „Grenzübergänge“, 1973 „Hochzeit der Widersprüche“ und 1974 ein Bericht über ihre Reise zur Leprastation des DAHW in Indonesien unter dem Titel „Dem Tode geweiht?“

1975 begegnet Luise dem koreanischen Komponisten Isang Yun, mit dem sie eine lebenslange Freundschaft verbinden wird. Das Buch „Der verwundete Drache“ (1977) entsteht daraus. Doch zunächst werden veröffentlicht: ein Roman „Der schwarze Esel“, über Franziskus von Assisi „Bruder Feuer“ und ein Aufsatz mit dem Titel „Leiden, Sterben, Auferstehen“.

### **1977**

1977 erhält sie das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Ansonsten aber erleidet sie heftige Anfeindungen als „Sympathisantin der Terroristen“, weil sie Gudrun Ensslin und Andreas Baader einmal in ihrem Haus aufgenommen hat, als diese noch keine Terroristen waren.

### **1978-1981**

1978 veröffentlicht sie ein weiteres Tagebuch „Kriegsspielzeug“.

1979 unternimmt sie eine Reise in den Iran, in dem soeben die islamische Revolution stattgefunden hat. Noch im selben Jahr kommt ihr Buch „Khomeini und der islamische Gottesstaat“ heraus. Gleichzeitig arbeitet sie am ersten Teil ihrer Autobiographie „Den Wolf umarmen“, der 1981 erscheint, sowie am Drehbuch für den Fernsehfilm „Kinder unseres Volks“ (über Gudrun Ensslin und Andreas Baader), bei dem ihr Sohn Stephan Regie führen wird.

Sie erhält den „Roswitha von Gandersheim-Preis“ der Stadt Gandersheim und den „Premio letterario internazionale mediterraneo“ in Palermo.

1980 besucht sie auf Einladung der dortigen Regierung zum ersten Mal Nordkorea. Sie lernt dessen Präsidenten Kim Il Sung kennen. Daraus entwickelt sich eine Beziehung, die man wohl als Liebe bezeichnen kann. 1981 erscheint das umstrittene „Nordkoreanische Reisetagebuch“.

### **1982-1983**

1982 beginnt sie die Arbeit am Roman „Mirjam“, in dem sie sich mit der Gestalt der Mirjam von Magdala auseinandersetzt (veröffentlicht 1983). Es erscheint ein weiteres Tagebuch unter dem Titel „Winterfrühling“. Reisen führen sie in die Sowjetunion, nach Nordkorea und in die USA.

1983 engagiert sie sich in der Friedensbewegung gegen die „Nachrüstung“.

### **1984**

1984 schreibt sie das Kinderbuch „Das Squirrel“. Auf Vorschlag der „Grünen“ wird sie zur Kandidatin für das Amt des Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland nominiert, unterliegt aber Richard von Weizsäcker. Sie nimmt an einer Korea-Konferenz in Tokyo teil.

### **1985**

1985 sterben Luises beste Freundin Ingeborg Hoffmann (inzwischen Gattin des Schriftstellers Michael Ende), ihr Freund Gustav René Hocke sowie ihr Kollege Heinrich Böll. Sie muss sich – wie schon in den Vorjahren – mit den Anschuldigungen Kurt Ziesels auseinandersetzen, der sie „Nazipoetin“ nennt wegen einiger Hitler-freundlicher Gedichte, die sie 1933 veröffentlicht haben soll. Ihre Autorenschaft ist wohl nie eindeutig geklärt worden. Sie arbeitet an einem neuen Roman „Silberschuld“ und an einem großen Vortrag über Musik.

Sie besucht China und Nordkorea, wo in Pyöngyang ein Konzert mit Werken Isang Yuns aufgeführt wird. Außerdem erhält sie zwei kleinere italienische Literaturpreise. Es erscheinen ein weiteres Tagebuch „Im Dunkeln singen“ und eine Arbeit über Zigeuner in Deutschland „Wer wirft den Stein?“.

### **1986**

1986 erhält sie in Nordkorea einen Orden sowie den „Dr. h.c.“ der Universität Pyöngyang. Sie bereist Finnland und Albanien, und im Dezember verleiht ihr die Gemeinde Rocca di Papa die Ehrenbürgerschaft.

### **1987**

1987 bereist sie Norwegen, Schweden und Dänemark, später Island, Nordkorea und China. Sie wird mit dem Heinrich Mann-Preis der DDR und einem weiteren Literaturpreis in Italien (Trani: Premio Giustina Rocca) ausgezeichnet. Sie arbeitet an einem Text zu Bachs „Magnificat“ und an einem weiteren Tagebuch. Außerdem engagiert sie sich in Rocca di Papa für eine „Università popolare“.

### **1988-1989**

1988 empfängt sie den Elisabeth Langgässer-Preis der Stadt Alzey. Im März stirbt Fritz Landshoff, und im April sucht sie sich ihre Grabstätte in Wessobrunn aus.

1989 reist sie nach Frankreich und England sowie erneut nach Nordkorea. Sie lernt Eugen Drewermann kennen.

### **1991**

1991 feiert sie ihren 80. Geburtstag. Körperlich geht es ihr nicht gut; sie klagt immer wieder über Erschöpfung. Im November erhält sie den „Premio Ignazio Silone“ der italienischen Stadt Frosinone. Sie arbeitet am zweiten Band ihrer Autobiographie. Es erscheint der Roman „Abaelards Liebe“.

### **1992-1993**

1992 kommt der Tagebuch-Band „Wir Heimatlosen“ heraus. Im Jahr 1993 trägt sie in ihren Kalender immer wieder ein: „Müde“, „elend“, „nichts getan“. Trotzdem arbeitet sie an ihrer Autobiographie.

### **1994**

Das Jahr 1994 bringt ihr zwei schwere Verluste: Im Juli stirbt Kim Il Sung, und im August erkrankt Stephan schwer. Da die Ärzte sie beruhigen, reist sie zwischendurch nach Indien zum Dalai Lama. Doch nach dreieinhalb Monaten Krankenhaus-Aufenthalt stirbt Stephan am 27. November. Es erscheinen der zweite Band der Autobiographie „Saturn auf der Sonne“ sowie „Gratwanderung – Briefe der Freundschaft an Karl Rahner“.

### **1995**

1995 wird „Mitgefühl als Weg zum Frieden – Meine Gespräche mit dem Dalai Lama.“ veröffentlicht. Ein entscheidendes Erlebnis für ihren Lebensabend ist die Begegnung mit dem Karmeliten, Philosophen und Dichter José Sánchez de Murillo.

### **1996**

1996 reist sie mit Sohn Christoph nach Andalusien. Sie ist noch immer kräftig, wenn sie auch leicht ermüdet. Doch im Juli stürzt sie in München in ihrer Wohnung und zieht sich einen Schenkelhalsbruch zu. Am Tag ihrer vorgesehenen Entlassung stürzt sie ein zweites Mal und muss weitere Monate im Krankenhaus verbringen. Da sie danach nicht mehr so beweglich ist wie vorher, erfährt sie zum ersten Mal, was alt sein heißt. Dennoch arbeitet sie danach wieder mit großer Energie.

### **1997**

1997 erscheint „Reinheit und Ekstase – Auf der Suche nach der vollkommenen Liebe“, ein Briefwechsel mit Hans Christian Meiser. Im Oktober hält sie in Brixen einen großen Vortrag über Nikolaus von Kues, und es kommt ihr letztes Tagebuch „Kunst des Schattenspiels“ heraus.

Sie verbringt nun die meiste Zeit in München; nur noch für wenige Wochen im Jahr sucht sie ihr Haus in Rocca di Papa auf.

### **1998-2000**

1998 schreibt sie das lang geplante Buch „Bruder Hund – Eine Legende“, in gewissem Sinne ihr spirituelles Vermächtnis. Im Oktober sucht sie zum letzten Mal Wessobrunn auf zu einer Lesung. Sie beginnt ein weiteres Buch mit H. C. Meiser, das unter großen Schwierigkeiten und langen Unterbrechungen vollendet wird und im Jahr 2000 unter dem Titel „Aeterna“ erscheint.

Wider Erwarten beschließt sie im Sommer 2000, doch wieder nach Rocca di Papa zu gehen.

### **2001**

Im April 2001 kommt sie zur Feier ihres 90. Geburtstags nach München, stürzt aber am Flughafen und muss erneut für Monate ins Krankenhaus. Im September beschließt sie, für den Rest ihres Lebens in München zu bleiben. Sie bezieht zunächst ein wenig erfreuliches Haus in Nymphenburg, bis sie ein schönes Zimmer im Seniorenheim des „Kuratoriums Wohnen im Alter“ in Unterhaching bei München findet, wo sie schließlich am 17. März verstirbt.

In diesem Rahmen ist es unmöglich, all ihre Reisen, Vorträge, Lesungen zu erwähnen, ihr soziales Engagement (etwa für Sinti und Roma, für Strafgefangene oder für eine Gruppe russischer jüdischer Emigranten in Ostia) und ihr bewundernswertes Eingehen auf die Sorgen und Nöte ihrer Leserinnen und Leser zu würdigen, denen sie Tausende von Briefen schreibt und für die jederzeit ihr Haus offen steht. Ebenso wenig kann hier über alle Begegnungen mit wichtigen Persönlichkeiten berichtet werden. Stellvertretend seien hier genannt neben den im Text bereits Erwähnten: Gabriel Marcel, Carl F. von Weizsäcker, Werner Heisenberg, die Päpste Pius XII. und Johannes XXIII.

Quelle: Aufgang. Jahrbuch für Denken, Dichten, Musik. 2, 2005, S. 380–386.

Mit freundlicher Genehmigung des W. Kohlhammer Verlags, Stuttgart.



## **Michael Kleeberg, Luise Rinsers Vergesslichkeit**

Der Spiegel, 10.01.2011

### **Wie sich die prominente Nachkriegsautorin zur Widerständlerin stilisierte**

Ich habe Luise Rinser gekannt, seit 1981, es war, soweit man das angesichts des Gefälles zwischen einer berühmten, alten Schriftstellerin und einem jungen Mann, der erst noch ein Schriftsteller werden will, so nennen kann, ein freundschaftliches Verhältnis. Bei unserer ersten Begegnung war sie, soeben aus Nordkorea zurückgekehrt, von einer atemnehmenden Selbstbezogenheit, die nur mit der bekannten Anekdote zu beschreiben ist, bei der die große Persönlichkeit ihren Gesprächspartner mahnt: "Nun reden wir die ganze Zeit von mir, sagen Sie doch auch mal etwas. Wie fanden Sie denn meinen neuen Roman?" Man schwankte zwischen Befremden angesichts ihrer enthusiastischen, von keiner Realie erschütterten Naivität und Bewunderung angesichts ihrer Vitalität und ihres nicht nachlassenden Interesses am Menschen (wenn auch nicht am einzelnen).

Am besten hat diesen Eindruck, wenn auch satirisch überspitzt, der Schriftsteller Christian Klippel eingefangen, der sie in seinem Roman "Barfuß nach Palermo" so zu Wort kommen lässt: "Der Kim Il Sung ist ja so a herzensguter Mann. Ich hab ja meinen Augen net traut. Da bauens alle Städte nach dem Norden, weil der Wind immer ausm Süden weht. I hab a Stadt gezeigt kriegt, Ya Wang Chi oder Chu, wie hats glei gheißen, na, is au egal, jedenfalls hams des abgerissen, weil im Süden a Fabrik war und der Wind immer die ganze dreckade Luft herübergeweht hat ... und genauso auf der andern Seitn wieder aufbaut. Hams des gwußt, Sie, daß es in Nordkorea keinen Krebs gibt? Da staunen Sie! Die ganzen Krankheiten, so gut wie ausgerottet. Und womit? Ginsengwurzel ... Jedenfalls ... auf Nordkorea laß i nix kommen, und ich laß mir nix vormachen, schon damals beim Hitler net, hams des gwußt, daß ich im Gefängnis war? Ich hab Erfahrungen mit Diktatoren, aber der Kim Il Sung, der wird geliebt, des garantier ich Ihnen. Er ist ja auch ein herzensguter Mensch ..."

Luise Rinser hat ihre Erfahrungen mit Diktaturen und Diktatoren gemacht und darüber auf unterschiedlichste Art und Weise geredet und geschwiegen. Die Schriftstellerin, die im März 2002 im 91. Lebensjahr verstarb, ist zeit ihres Lebens so streitbar wie umstritten gewesen. Vom 1935 publizierten und immer verleugneten Huldigungsgedicht "Junge Generation" auf Adolf Hitler bis zur Kandidatur gegen Richard von Weizsäcker für das Amt des deutschen Bundespräsidenten 1984 auf Vorschlag der Grünen erlebte sie Zeit- und Literaturgeschichte.

Im April 1911 in Oberbayern als Lehrerstochter geboren, wurde sie selbst Lehrerin, gab aber nach ihrer Heirat, zwei Jahre vor dem Erscheinen ihres ersten Buchs, den Beruf auf. Sie saß gegen Kriegsende in Untersuchungshaft und machte nach 1945 mit ihrem "Gefängnistagebuch" als antifaschistische Schriftstellerin und Publizistin Karriere. Sie galt als "Linkskatholikin", als "Sympathisantin" der Terroristen im Deutschen Herbst, als Erbauungsschriftstellerin.

Sie war mit dem Komponisten Carl Orff verheiratet, der Schauspieler Fritz Kortner machte ihr den Hof. Sie hatte merkwürdige, aus Erotik und geistigem Austausch gespeiste Beziehungen zum Dalai Lama und zu katholischen Geistlichen. Über manche schrieb sie, über andere schwieg sie. So zum Beispiel über den Jesuiten und konservativen Literaturkritiker Hubert Becher, den sie schon im Krieg kannte, der die gesamten fünfziger Jahre als privater Vorleser für sie tätig war und ihr wahrscheinlich den Kontakt zum berühmten katholischen Theologen Karl Rahner ebnete, den sie dann recht bald ebenso als kritischen Fürsprecher zu instrumentalisieren suchte.

Ihr Werk als Schriftstellerin ist umfassend: 13 Romane, 9 Erzählbände, 13 autobiografische Bücher, dazu Jugendbücher und mehr als 30 Reiseberichte, Gesprächs- und Essaysammlungen. Ihre Bücher wurden Schullektüre und verkauften sich millionenfach. Sie schrieb über Frauenemanzipation und über Therese von Konnersreuth, eine bayerische Magd, die in den zwanziger Jahren zur Berühmtheit geworden war, weil sie, angeblich stigmatisiert, aus den Augen blutete.

Sie schickte Huldigungsbriefe an den verehrten Ernst Jünger ins besetzte Frankreich, flirtete mit Johannes R. Becher, dem späteren Kulturminister der DDR. Sie hatte eine Affäre mit dem emigrierten Verleger Fritz Landshoff, und der Nazi-Regisseur Karl Ritter nannte sie seine "kleine Freundin". Hesse wie Hemingway zählte sie zu ihren literarischen Lehrmeistern. Sie leitete ein Schulungslager der Nazi-Organisation "Bund Deutscher Mädel" (BDM), pries Nordkorea als sozialistischen Musterstaat und galt als linkes Gewissen der Nation.

Am 30. April würde sie 100 Jahre alt. Ihre Bücher verschwinden allmählich aus den Buchhandlungen, aber ihr Verlag S. Fischer plant für das Frühjahr eine große Biografie. Ein schwieriges Unterfangen. Denn auch Luise Rinser gehört, wie Wolfgang Koeppen, Alfred Andersch, Walter Jens, Günter Eich oder Wolfdietrich Schnurre zu jener Generation von Literaten der Stunde null, die, wie sich spät herausstellte, ein berufliches Vorleben hatten und zu Gefangenen ihrer verschwiegenen Vergangenheit wurden.

Luise Rinser ist ein interessanter Fall. Und ein hochkomplexer.

Sie strahlte in keiner Sekunde den Eindruck der katholischen Erbauungsoma aus. Sie hatte überhaupt nichts von einer Oma, ja nicht einmal etwas Mütterliches. Sie war auch als alte Dame eine Frau von starker weiblicher Ausstrahlung, ich scheue mich, das eine erotische Ausstrahlung zu nennen, aber in jüngeren Jahren muss es eine solche gewesen sein. Wachheit, Koketterie, Eitelkeit, Launen, alles perfekt kontrolliert, zugleich besaß sie so etwas wie eine Aura. Das ist ein komisches Wort, aber man hatte zwischen all dem Brarbasieren immer wieder den Eindruck, es mit einer Erleuchteten zu tun zu haben. Natürlich war ihr daran gelegen. Luise Rinser besaß nämlich auch etwas von einer Diva, die Stimmungen und Rollen zwischen Intimität und Schroffheit improvisierte und der sich irgendwann die Grenzen zwischen Selbstinszenierung und Realität verwischten.

Das Feuilleton bezeichnete die musikalisch und theologisch umfassend Gebildete als naiv, untalentierte und ein wenig lächerlich. In einem Erinnerungsband an die Gruppe 47 durfte eines ihrer Mitglieder, ein längst vergessener Schreiber, so abfällig über sie berichten, dass man förmlich sehen konnte, wie er sich dabei mit Blicken nach links und rechts des feixenden Einverständnisses seiner Kumpel in diesem Männerbund mit Damenzutritt versicherte.

Dass so viele kleine Leute in Deutschland sich so despektierlich über diese Künstlerin äußern konnten, denen es ganz einfach nicht zustand, hat mich immer gereizt. Es ist ein Reflex, den Golo Mann einmal, als wohlmeinende Freunde ihn fragten, warum er Leuten wie Filbinger oder Strauß beisprang, so erklärte: Er sei aus Prinzip für den Underdog. Wer das jeweils sei, spiele keine Rolle, aber er sei solidarisch mit dem, den die Meute hetzt.

Und daher begann ich mich, als ich von der geplanten Biografie hörte, wieder mit ihr zu beschäftigen, diesmal weniger mit ihren Büchern als mit ihrem Leben.

Ich hatte 1996 den Fehler begangen, ihr zu ihrem in der Blut-und-Boden-Postille "Herdfeuer" erschienenen Hitler-Gedicht zu schreiben. Es enthielt Zeilen wie "Wir, des großen Führers gezeichnet Verschworene, / Ungeborgten in scharfen Morgenstürmen, / Halten auf Türmen und Gipfeln klirrende Wacht ... Wir jungen Deutschen, wir wachen, siegen oder sterben, denn wir sind treu!"

Ich fand nichts Verwerfliches daran, dass eine junge Frau wie so viele in jener Zeit kurz der spukhaften Faszination dieser deutschen Revolutionäre aufgesessen ist. Schließlich, so schrieb ich ihr, beweise doch ihr späterer Widerstand und ihre gesamte Literatur, dass ein solches Gedicht nur eine Jugendtorheit gewesen sei. Sie antwortete erbost, wer ihr zutraue, so etwas jemals geschrieben zu haben, mit dem wolle sie nichts zu tun haben.

Das Fasziniertsein von und die Hinwendung zu (geistigen) Führern zieht sich aber als roter Faden durch Rinsers gesamtes Leben. Offenbar hat Luise Rinser jedoch genau darauf geachtet, welche Version ihres Lebens an die Öffentlichkeit kam und welche nicht.

Daher war ich nur wenig erstaunt, als ich im Lexikon "Literatur in Nazi-Deutschland" von Hans Sarkowicz und Alf Mentzer eine Information fand, die allen ihren Selbstzeugnissen diametral widerspricht: nämlich dass ihre erste Ehe mit dem Musiker Horst Günther Schnell, als dessen Witwe (er ist 1943 gefallen) sie sich immer bezeichnet hat, bereits 1942 geschieden worden ist, dass, anders als sie stets behauptete, nie ein Publikationsverbot gegen sie verhängt worden war, sondern dass sie die gesamte Kriegszeit über schreiben und veröffentlichen konnte.

Ich begann also anhand dieser Informationen zu recherchieren.

Zunächst wurde ich in Hans Hartogs Biografie über Heinrich Kaminski fündig. Kaminski war ein Komponist und Lehrer von Rinsers Ehemann Schnell. In ihrer Autobiografie "Den Wolf umarmen" hatte sie Kaminski als Epigonen und Schnorrer abgekanzelt und ihren ersten Ehemann gleichzeitig als Widerständler und politisch Verfolgten beschrieben, der in einer Strafkompagnie an die Front geschickt worden sei, als einen schwachen Menschen, der sich in der Welt nicht behaupten konnte.

Das alles stimmt vorn und hinten nicht. In der Biografie über Kaminski taucht Schnell als höchst begabter Kapellmeister und Komponist auf, er komponierte in seinem kurzen Leben sogar erstaunlich viel. Tatsächlich war Schnell eine angesehene, ehrgeizige und vom Regime geförderte Figur des damaligen Kulturlebens. Seine Einberufung zum Militär wurde lange hinausgeschoben, und er erhielt noch postum 1943 den Rostocker Musikpreis, dessen Preisgeld seiner Witwe zugeschickt wurde.

Die Witwe war aber nicht, wie sie immer behauptet hat, Luise Rinser.

Diese 1939 geschlossene Ehe war bereits Anfang 1941 zerrüttet, noch vor der Geburt des gemeinsamen zweiten Kindes. Horst Günther Schnell hatte über Luise Rinser die Schriftstellerin Hedwig Rohde kennengelernt. Im Sommer 1941, noch vor der Geburt von Rinsers zweitem Sohn, waren die beiden ein Paar. 1942 wurde die Ehe zwischen Schnell und Rinser geschieden, Schnell heiratete Rohde. Am 8. September 1942 verbrachte er den ersten Tag in der Kaserne. Im Februar 1943 fiel Schnell und hinterließ die Witwe Hedwig Rohde und den gemeinsamen Sohn Wolfgang Amadeus.

Dieser Sohn lebt heute als Architekt und Stadtplaner in Berlin. Seinen Vater hat er nie kennengelernt, seine Mutter heiratete nach dem Krieg den Maler Richard Oelze. Nach der Scheidung von Oelze lebte Hedwig Rohde bis zu ihrem Tod als Literaturkritikerin des "Tagesspiegels" in Berlin. Ihr Sohn erinnert sich noch an gemeinsame Ferien mit seinen beiden Halbbrüdern, den Kindern Luise Rinsers, bei den Großeltern.

Warum, frage ich ihn, hat seine Mutter Hedwig Rohde nie gegen die Vereinnahmung ihres Mannes durch dessen erste Frau protestiert? Schließlich existieren in der durch Rinsers autobiografische Texte geprägten öffentlichen Wahrnehmung weder sie noch ihr Sohn. Offenbar, so erinnert sich Schnell, scheute seine Mutter vor einer Auseinandersetzung mit der von ihr als prozesswütig gefürchteten berühmteren Autorin zurück. Und die Eingeweihten wussten ja ohnehin Bescheid.

Luise Rinser war also zu Beginn des Jahres 1943 eine geschiedene Frau, sie war keine Witwe eines Nazi-Opfers, und sie war auch keineswegs eine verbotene Schriftstellerin, wie sie es später glauben machte. Sie war eine höchst eifrig die eigene junge Karriere vorantreibende Schriftstellerin.

Ihr 1941 publizierter Erstling "Die gläsernen Ringe" wurde, anders als sie es darstellt, von niemandem als versteckte Kritik des Systems gelesen, ganz einfach deshalb, weil er keine war.

Das Buch gehörte in die von Hans Dieter Schäfer in seinem Werk "Das gespaltene Bewußtsein" nachgewiesene Strömung eines stilistisch seit dem Ende der zwanziger Jahre in Mode gekommenen Neoklassizismus und zu einer breiten Reihe von Werken, die sich in der Nazi-Zeit, um nicht anstößig zu sein, dem Land, der Kindheit, der regionalen Idylle zuwandten.

Vor dem Erscheinen der Erzählung hatte Luise Rinser 1940 bei der Reichsschrifttumskammer angefragt, ob es "nötig" sei, dieser "beizutreten", oder ob sie von der Mitgliedschaft befreit werden könne. In einem Fragebogen hatte sie ihre bisherigen Veröffentlichungen aufgelistet, insgesamt etwa 13, darunter auch "etwa 5" Beiträge für die Zeitschrift "Herdfeuer" aus den Jahren "1933-1936" (in Wahrheit bis 1937), an die sie später nicht mehr erinnert werden wollte. Sie gab auch Auskunft über ihre Mitgliedschaft in der NS-Frauenschaft, über ihre Tätigkeit als BDM-Führerin und ihre beendete Mitgliedschaft im NS-Lehrerbund.

Die Reichsschrifttumskammer befreite sie vorerst von der Mitgliedschaft wegen Geringfügigkeit der literarischen Beschäftigung, erklärte aber, dass das keinerlei Einschränkung ihrer künstlerischen Arbeit bedeute. In den Jahren danach erhielt Luise Rinser regelmäßig Papierzuteilungen für ihre Arbeit. Sie wandte sich auch mit weiteren Anfragen an die Kammer, so 1942 wegen eines Telefonanschlusses für ihr Haus in Kirchanschöring in Bayern, wohin sie nach ihrer Scheidung zurückgekehrt war. Sie bat um Petroleumlieferungen und protestierte sogar im Mai 1944 gegen die Noteinquartierung ihrer Schwiegermutter, die ihr die notwendige Ruhe zur künstlerischen Arbeit raube. Dem wurde allerdings angesichts der Wohnungsnot nicht stattgegeben.

In Klaus-Dieter Oelzes Dissertation "Das Feuilleton der Kölnischen Zeitung im Dritten Reich" wird die Mitarbeit Luise Rinsers (wie auch die zahlreicher anderer Protagonisten der bundesdeutschen Nachkriegsliteratur) dokumentiert. Die "Kölnische Zeitung" war kein Blut- und- Boden-Blättchen wie "Herdfeuer", sondern eine bürgerliche Zeitung, die sich, wie das damals durchaus vorkam, ein Qualitätsfeuilleton leistete, natürlich unter Ausblendung bestimmter Mitarbeiter, Themen, Stilrichtungen und Meinungen, eines der Feigenblätter bürgerlicher Kontinuität, die die Nazis, wie Hans Dieter Schäfer es schildert, sich und der Bevölkerung durchaus gönnten. In diesem Feuilleton veröffentlichte Rinser von 1939 bis 1945 Rezensionen, Erzählungen, Berichte und Romanvorabdrucke, insgesamt 20 Texte. Ihr Roman "Hochebene" wurde dort 1944 abgedruckt, im Dezember wurde der Abdruck mit dem Kommentar unterbrochen: "Fortsetzung folgt, sobald wir den Schluß des Romanmanuskripts, das durch Feindeinwirkung verloren ging, wieder beschafft haben." Anfang 1945 wurde der Abdruck dann fortgesetzt.

1943 arbeitete Luise Rinser als Drehbuchautorin für den Unterhaltungs- und Propagandafilmregisseur Karl Ritter, altes NSDAP-Mitglied, am Skript für den nie realisierten Film "Schule der Mädchen" über den Reichsarbeitsdienst. Sie erhielt dafür ein Honorar von 6000 Reichsmark und bezeichnete sich auch stets stolz als "Autorin der Berlin-Film".

Was ist nun von alledem zu halten?

Ihre frühen Veröffentlichungen lassen wohl keinen anderen Schluss zu, als dass die Anfangszwanzigerin eine begeisterte Jungnationalsozialistin war. Unter dem Einfluss ihres ersten Mannes und des Kreises um Kaminski scheint sie in eine eher ästhetisch begründete Distanz zum System gekommen zu sein. Nach ihrer Scheidung allerdings war ihr natürlicherweise auch als alleinstehender Mutter mit zwei kleinen Kindern die Karriere wichtiger als der Rahmen, in dem sie stattfand. Gleich so vielen ihrer Kollegen war sie eine klassische Mitläuferin.

Da die ganze Mär der Widerständlerin Rinser und ihres ebenso widerständlerischen Mannes keiner Nachprüfung standhält, sah ich zum ersten Mal auch die von ihr immer wieder erzählte Geschichte ihrer Verfolgung, Denunziation, ihrer Haft, wie sie sie im Grundtext ihres Selbstbildes, dem "Gefängnistagebuch", schilderte, mit fragenden Augen an: War sie wirklich jene aktive Antifaschistin gewesen, die mutig die Folgen ihrer Handlungen in Kauf nahm?

Aufschluss über diese Zeit bietet der Nachlass des Schriftstellers Klaus Herrmann. Er war Luise Rinsers zweiter Ehemann.

Herrmanns Nachlass liegt in der Berliner Staatsbibliothek. In einem Notat berichtet er, zu einer Geburtstagsfeier 1942 "Luise" mitgebracht zu haben: "An diesem Abend sorgte ich zum erstenmal für Luisens politische Aufklärung ... Hatte ich als Luisens Liebhaber nicht die Aufgabe, sie vor Irrtümern zu bewahren? Ich besorgte es, so gründlich ich konnte. Ich zählte die deutschen Großindustriellen auf, die Hitler finanziert hatten, ich nannte die Summen, die er erhalten hatte ... Ich erzählte ihr an diesem Abend alles, was sie zwei Jahre später einer Freundin wiedererzählte, deren Mann sie darauf der Gestapo anzeigte. Aber darüber hat sie in ihrem Gefängnistagebuch geschrieben."

In ihrer Autobiografie "Den Wolf umarmen" erklärt Rinser, ihre Haftzeit, begonnen im Oktober 1944, habe "im April 1945 kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner" geendet.

In einer Einleitung zum "Gefängnistagebuch" schreibt sie: "Während meiner Haft lief am Volksgerichtshof Berlin unter dem berühmten Freisler ein Prozeß gegen mich. Die Anklage lautete auf Hochverrat (Wehrkraftzersetzung und Widerstand gegen das Dritte Reich) ... Man konnte mich aufgrund des vorliegenden Materials ... zum Tode verurteilen."

Der letzte Eintrag aus dem Gefängnis in dem Tagebuch stammt vom 21. Dezember 1944: "Heute sind plötzlich Gefangene entlassen worden ... Jede wartet auf ihre Entlassung. Ich auch. Spät am Abend kam mein Anwalt und ließ mich rufen. Ich stürmte zu ihm. Nichts. Er meinte, das Gesuch sei abgelehnt worden ... Gut - feiern wir Weihnachten im Gefängnis ... Viele Kinder müssen ohne Vater und Mutter feiern. Und warum hatte ich Angst vor dem Tod? Ich bin noch nicht verurteilt ..."

Tatsächlich aber war sie zu dieser Zeit nicht einmal angeklagt. Schon gar nicht wegen Hochverrats. Und Weihnachten im Gefängnis verbringen musste sie auch nicht. Weder gab es einen Prozess, noch war der Präsident des Volksgerichtshofs, Roland Freisler, irgendwie in ihren Fall involviert.

In ihrem Nachlass in Marbach befindet sich ein offizielles Dokument des Landgerichtsgefängnisses Traunstein, das besagt, "Luise Hermann geb. Rinser" sei am 21. Dezember 1944 aus der Haft entlassen worden (also genau an dem Datum, an dem auch ihre Aufzeichnungen aus dem Gefängnis enden), und zwar zunächst bis zum 7. Januar.

Sie bekam also sehr wohl Hafturlaub, und sie musste offenbar auch nicht wieder zurück in die U-Haft. Jedenfalls findet sich kein Dokument, das darauf hindeutet.

Dafür stieß ich im Bundesarchiv in Berlin auf ein anderes. Und zwar auf die Anklageschrift des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof. Aber sie lautet nicht auf Hochverrat, sondern auf Wehrkraftzersetzung. Und sie stammt vom 28. März 1945. Da war Luise Rinser bereits seit drei Monaten wieder auf freiem Fuß und der "berühmte Freisler" seit beinahe zwei Monaten tot.

Diese Anklageschrift bestätigt zum einen, dass Rinser "vom 12. Oktober bis Ende 1944 in Polizeihaft gewesen" sei, zum zweiten, dass sie nicht vorbestraft, und zum dritten, dass sie bisher ohne Verteidiger gewesen sei: "Ich beantrage, gegen die Ehefrau Luise Hermann die Hauptverhandlung vor dem Volksgerichtshof anzuordnen und ihr einen Verteidiger zu bestellen."



Dieses Dokument sollte am 11. und 12. April 1945 an verschiedene andere Stellen weitergeleitet und am 14. April mitsamt dem Haftbefehl nach München geschickt werden. Möglicherweise ist es dort in den Wirren der letzten Kriegstage nicht angekommen. Jedenfalls scheint kein Haftbefehl mehr an Luise Rinser vollstreckt worden zu sein. Ein Prozess gegen sie hat nie stattgefunden.

Merkwürdig bleibt nach Ansicht von Fachleuten, warum Rinser Haftunterbrechung erhielt und auch nicht wieder ins Gefängnis zurückmusste. Vielleicht spielt hier der Nazi-Regisseur Karl Ritter eine Rolle, den sie selbst als ihren Helfer erwähnt, vielleicht die Tatsache, dass es zu diesem Zeitpunkt keine Anklage gab, und die Denunziation ihrer Freundin, die sie in Untersuchungshaft gebracht hatte, für eine längere Inhaftierung nicht ausreichte.

Die Anklageschrift selbst erwähnt auch keinerlei vorherige Verfehlungen oder Verdächtigungen, sie beschränkt sich auf die Inhalte der Denunziation, also dass Luise Rinser gegenüber einer Freundin vom baldigen Ende des Kriegs gesprochen, die Russen als nicht so schlimm und ein Sich-Arrangieren mit ihnen als möglich bezeichnet habe, auch wenn das bedeute, seine Kinder aufgeben zu müssen, um die eigene Haut zu retten.

Bürokratisch korrekt geht der Ankläger auch auf Rinsers Selbstverteidigung ein, ihre Denunziatin sei nicht bei klarem Verstand, und ordnet deren Untersuchung an.

Rinsers Ehemann Herrmann scheint weiter nicht behelligt worden zu sein. Das ist umso merkwürdiger, als Rinser immer behauptete, diese Ehe sei eine Scheinehe mit einem kommunistischen Homosexuellen gewesen, den sie durch Heirat vor der Verfolgung der Gestapo geschützt habe. Nun ist es nicht wirklich logisch, dass ein verfolgter Nazi-Gegner sich durch die Heirat mit einer ebenso notorischen Nazi-Gegnerin der Aufmerksamkeit des Regimes entziehen will. Logischer wäre die Heirat mit einer gut angesehenen, unverdächtigen Person gewesen. Ebenso unlogisch ist es, dass Rinser mit dem von ihr als unsympathisch und für ihr Leben unwichtig geschilderten Herrmann dann nicht gleich nach Kriegsende brach, sondern bis Anfang 1949 weiter in Kirchanschöring zusammenlebte und auch im selben Verlag publizierte, bis er in die DDR ging und sie nach München.

Jedenfalls wurde dieser angeblich dem Regime so Verdächtige im Anklageschreiben von Ende März 1945 nur am Rande erwähnt. Er wurde auch nicht als Zeuge geladen. Er blieb unbehelligt. Wie gefährlich war die Verhaftung?

In einem Brief von Freunden aus dem Jahr 1955 an Herrmann steht: "Unlängst lasen wir in dem sehr hübschen Literaturkalender des Langewiesche-Verlags Rinsers Autobiografie, wonach sie in der Nazizeit sogar ‚vom Tode bedroht‘ war. Martchen und ich haben uns einigermaßen verduzt angeschaut."

Luise Rinser aber hat sich schon im Sommer 1945 beim Landrat ihre Haftzeit und "ein Verfahren wegen Wehrkraftzersetzung" gegen sie schriftlich bestätigen lassen. Jürgen Zarusky vom Münchner Institut für Zeitgeschichte findet es "bemerkenswert", dass Luise Rinser in der Einleitung zu ihrem "Gefängnistagebuch" schreibt, "sie sei wegen Hochverrats angeklagt" gewesen. "Dieser Straftatbestand war tatsächlich das justitielle Instrument der Widerstandsbekämpfung in der NS-Zeit." Es wurde angewandt auf zahllose Kommunisten, die Mitglieder der Weißen Rose und die Männer des 20. Juli. Allen war gemeinsam, dass sie das NS-Regime stürzen wollten. Wehrkraftzersetzung, so Zarusky, sei dagegen ein Allerweltsdelikt gewesen, das keineswegs eine bewusste oppositionelle Haltung voraussetzte, aber nichtsdestoweniger mit Sanktionen bis hin zur Todesstrafe bedroht gewesen sei. Zarusky kommt zu dem Schluss: "Da Frau Rinser sich die Anklage wegen Wehrkraftzersetzung amtlich hatte bestätigen lassen, vermute ich, dass es nicht so sehr um eine Verwechslung als vielmehr um eine Vertauschung der Straftatbestände geht."

Was hat Luise Rinser also mit den Fakten rund um ihre Verfolgung und Verhaftung getan? Das, was ein Schriftsteller gemeinhin mit einem Stoff tut: Sie hat gerafft, zusammengezogen und dramatisiert. Nur dass der Stoff in diesem Fall kein Roman war, sondern ihr Leben, das sie auf gänzlich neue Füße stellte.

So wurde Luise Rinser die amtlich bestätigte Nazi-Gegnerin von Anbeginn, die Witwe des in der Strafkompagnie gefallenen Regimegegners, die Widerständlerin, legitimiert durch den "Prozess" unter Freisler gegen sie, der nie stattgefunden hat. Nach und nach schuf sie eine Legende, auf der sie ihr gesamtes weiteres Leben und ihre Karriere aufbaute.

In einer Arbeit über die "Erinnerungen an den Nationalsozialismus in den autobiographischen Schriften Luise Rinsers" zeigt die Germanistin Sandra Schrei auf, wie sich mit jeder veröffentlichten Aufzeichnung über jene Jahre die Dramatik und die Gefahr und ihre aktive Widerstandsleistung vergrößern, nachdem sie 1946 im Vorwort zur Erstausgabe des "Gefängnistagebuchs" ihre Erfahrungen noch recht bescheiden in die Gefangenengeschichten jener Epoche eingeordnet hatte. Man könnte nach der Lektüre Schreis sagen: Hätte Luise Rinser noch 20 Jahre länger gelebt und publiziert, hätte sie Hitler ganz allein besiegt.

Die Wahrheit ist: Luise Rinser arbeitete an der Kultur des "Dritten Reichs" mit wie viele ihrer Generationsgenossen. Die Schriftsteller, die, im Lande geblieben, sich tapferer verhielten, waren nicht sehr zahlreich. Einen Geschmack von Bitterkeit hinterlässt die Neuschaffung ihrer Biografie nach der sogenannten Stunde null und vor allem die penetrante Weigerung, jemals ein Wort der Wahrheit über die Verführbarkeit junger Künstler unter dem Nationalsozialismus zu sagen oder wenigstens der Ambivalenz ihrer Position gerecht zu werden.

Hans Dieter Schäfer schreibt zu diesem Phänomen: "Vermutlich kann man bei einem solchen Umgang mit der Vergangenheit nicht von einem bewußten Lügen sprechen, es handelt sich eher um einen psychopathologischen Reflex, mit dem aus Scham die Fakten mit erstaunlicher Leichtigkeit umgewertet wurden."

Ich glaube, dass Menschen wie Luise Rinser, mögen sie es auch später verdrängt oder vergessen haben, in der Stunde null recht gut wussten, was sie von sich und voneinander zu halten hatten. Dafür spricht der rasche Zusammenschluss derjenigen Generationsgenossen, die das Nazi-Reich, sei es als junger Künstler, sei es als Soldat, von innen erlebt hatten, und ihre instinktive Abwehr der zurückkehrenden Emigranten, die nicht nur ein Generationenkrieg war.

Ein weiterer Grund für die vielbeklagte Unfähigkeit unserer Intellektuellen, irgendwann ohne den Druck der Öffentlichkeit ein erklärendes Wort über ihre Jugend im Nationalsozialismus zu sagen, ist gewiss auch die mit jedem Jahr und jedem Jahrzehnt nach 1945 zunehmende Schwierigkeit jeder Nuancierung. Im Blick auf jene Jahre sind uns sukzessive Wille und Fähigkeit abhandengekommen, die Graustufen wahrzunehmen, in denen das menschliche Leben sich im Allgemeinen abspielt. Zwischen Tätern und Opfern, zwischen Gegnern und Mitläufern ist im Blick zurück kein Platz mehr, und in einer Zeit, in der quasi ein ganzes Volk geschlossen die Nationalsozialisten bekämpft, 65 Jahre nachdem es sie nicht mehr gibt, vielleicht weniger denn je.

Es gibt ein schlagendes Beispiel für diese These, das ist das Schicksal von Carl Zuckmayers "Des Teufels General". Als das Theaterstück kurz nach Kriegsende auf den deutschsprachigen Bühnen erschien, war die Begeisterung riesig. Das Publikum fand seine eigene Situation während der Kriegsjahre glaubhaft widergespiegelt, und alle Welt war verblüfft, wie seismografisch genau der Emigrant, der doch gar nicht dabei gewesen war, den Umgangston der Epoche getroffen hatte.

Einige Jahre später kam der Vorwurf der Apologetik auf, dem Autor wurden politische Naivität und eine unklare Haltung zur Moral seiner Gestalten vorgeworfen. Das Stück verschwand aus den Spielplänen und tauchte auch später nur noch selten wieder auf. Im Klima des Entweder-oder, der moralisierenden Schwarz-weißmalerei war kein Platz mehr, kein Verständnis für die saufenden Landsknechte, die halb für, halb gegen das System arbeiteten, die es verächtlich stützten oder unter Gewissensqualen verrieten. Schließlich glaubte niemand mehr, dass es tatsächlich so gewesen sein könnte.

Auch deshalb wurden so viele deutsche Intellektuelle zu Gefangenen ihrer geschönten Entnazifizierungsdokumente. Irgendwann ab den sechziger Jahren war die Ambivalenz der Wahrheit offenbar nicht mehr zu vermitteln.

Diese ambivalente Wahrheit im Leben Rinsers könnte ein exemplarischer deutscher Roman des 20. Jahrhunderts sein, den die Schriftstellerin allerdings nie geschrieben hat. Aber jede Beschäftigung mit ihrem Leben und Werk, jeder Versuch einer Einordnung Rinsers in die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts und in seine Sozial- und Sittengeschichte ist nur um den Preis möglich, Luise Rinser zuallererst als die große Mythomanin zu charakterisieren, die sie Zeit ihres Lebens gewesen ist.

Der Romancier Michael Kleeberg ("Das amerikanische Hospital") lernte Luise Rinser (1911 bis 2002) Anfang der achtziger Jahre kennen. Sie war damals eine der prominentesten Autorinnen der Bundesrepublik. In ihren Urteilen und politischen Neigungen unberechenbar, sympathisierte Luise Rinser einerseits mit dem Sozialdemokraten Willy Brandt, andererseits mit dem nordkoreanischen Diktator Kim Il Sung. Dennoch war sie für viele eine moralische Autorität. 1984 stellten die Grünen Luise Rinser als ihre Kandidatin für das Amt des Bundespräsidenten auf. Schon damals war bekannt, dass die Schriftstellerin in der Nazi-Zeit ein Huldigungsgedicht auf Adolf Hitler verfasst hatte. Michael Kleeberg, 51, hat sich intensiv mit Luise Rinsers Leben und Werk beschäftigt und kann nun, wenige Monate vor Rinsers 100. Geburtstag im April, detailliert belegen, wie geschickt sie ihre Biografie manipuliert hat.

## **Biografie über Luise Rinser: Demontage eines Mythos**

Aktuelle News, 13-04-2011

Die Schriftstellerin Luise Rinser (1911-2002) galt vielen Deutschen jahrzehntelang als Vorbild und als Verkörperung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Als bekannt wurde, dass sie bewundernde Gedichte für Adolf Hitler geschrieben hat, bekam dieses Bild der »deutschen Jeanne d'Arc« erste Risse. Die neue Biografie »Luise Rinser - Ein Leben in Widersprüchen«, die rechtzeitig zum 100. Geburtstag Rinsers am 30. April auf den Markt gekommen ist, bringt den Mythos Rinser nun endgültig ins Wanken. Denn die Autorin war wohl stark in den Nationalsozialismus verstrickt. »Sie hat gelogen«, sagt ihr enger Freund und Biograf José Sánchez de Murillo im Interview mit der Nachrichtenagentur dpa in München. Daran trage aber auch das deutsche Volk eine Mitschuld.

*Herr Sánchez de Murillo, Sie waren eng mit Luise Rinser befreundet. Nach der Arbeit an ihrer Biografie kennen Sie sie wahrscheinlich sogar noch besser.*

JSdM: »Ja, jetzt kenne ich sie sehr gut. Ich bin froh, dass ich sie früher nicht so gekannt habe. Wissen führt nicht immer zur Liebe - es kann sogar das Gegenteil bewirken. Unser Verhältnis war immer sehr frei und sehr unbeschwert. Wir konnten über alles sprechen: Literatur, Philosophie, Naturwissenschaft, Politik, Religion. Ich habe sie als eine ausgezeichnete Zuhörererin erlebt. Bei ihr fühlte ich mich zu Hause.«

*Wünschen Sie sich rückblickend, das Buch nicht geschrieben zu haben?*

JSdM: »Nein. Wer weiß, wie ein anderer damit umgegangen wäre. Sie ist so oft - nicht zuletzt aus Neid wegen ihrer Ausstrahlung und ihrer literarischen Erfolge - erniedrigt und beleidigt worden. Ich habe in meinem Buch zwar die historische Wahrheit schonungslos aufgedeckt, aber sie immer respektvoll gesagt. Die Liebe zu ihr ist ja noch da - aber noch stärker ist die Liebe zur Wahrheit, die Rücksichtnahme auf die Opfer des schrecklichen Krieges, die Achtung vor der deutschen und europäischen Geschichte, vor der Würde des Menschen überhaupt. Da musste ich Verantwortung übernehmen. Der Wissenschaftler hat die Pflicht, die Wahrheit zu sagen und die Verfehlungen offenzulegen.«

*Was Sie über Luise Riners Rolle während der NS-Herrschaft herausgefunden haben, ist nicht schön...*

JSdM: »Nein! Es gibt unbestreitbare Tatsachen, über die man sich empören muss. Ihre Hitler verehrenden Gedichte sind ja schon früher bekanntgeworden. Aber das ist nur ein Bruchteil. Die Biografie deckt darüber hinaus Unbekanntes oder kaum Beachtetes auf. Als Junglehrerin hat sie ihren eigenen Schuldirektor, einen Juden, denunziert. Dadurch konnte sie sich profilieren und machte Karriere im Nazi-Staat. Sie wurde Ausbilderin beim Bund Deutscher Mädel, sie hat also Hitler-Jugend-Gruppenführerinnen ausgebildet. In der Biografie wird sie darum schweren Herzens, aber wahrheitsgemäß Nazi-Pädagogin genannt. Sie hat für die UFA gearbeitet, ein Drehbuch geschrieben. Das alles ist natürlich nicht schön. Und ich denke an die vielen Menschen, die sie verehrt haben und nun enttäuscht werden.«

*Luise Rinser hat ja an ihrem eigenen Mythos auch stark mitgearbeitet...*

JSdM: »Und da muss man sich fragen: Warum? Der Grund ist, dass sie in die Rolle der Nationalheldin hineingezwungen wurde - gleich nach dem Krieg. Die Deutschen und wir alle haben sie gezwungen, das Vorbild, das sie nicht war, zu spielen. Und dann schlugen die Grünen sie auch noch als Bundespräsidentin vor - wie sollte sie da zugeben, dass sie nicht diejenige war, für die alle sie gehalten haben? Deutschland brauchte den Mythos Luise Rinser, um nach der schlimmen Zeit vor sich selbst bestehen zu können. Es ist ungerrecht, wenn sie nun dafür verprügelt wird. Sie war in der Nazi-Zeit verwickelter als man bisher angenommen hat. Faktisch gesehen hat sie gelogen, uns alle angelogen. Aber das deutsche Volk hat diesen Mythos gebraucht. Das zwingt uns - Philosophen, Politiker, Schriftsteller und Wissenschaftler -, endlich das Nazi-Problem richtigzustellen, um das Trauma verarbeiten zu können. Gerade wegen ihrer Widersprüche ist der Fall Rinser wie prädestiniert, um dieses unrühmliche Kapitel der deutschen Geschichte neu zu interpretieren.«

*Glauben Sie, Luise Rinser hat bewusst getäuscht?*

JSdM: »Ja, am Anfang gewiss. Ihre oft zornigen Reaktionen, als Journalisten sie angriffen und als «Nazi-Poetin» beschimpften, zeigten, dass sie Angst hatte, entlarvt zu werden. Im Laufe der Zeit wurde es für sie immer schwieriger - um nicht zu sagen unmöglich - die Wahrheit zu gestehen. Dann hat sie vieles verdrängt, am Ende vermutlich vieles auch geglaubt. So ist es bestimmt auch vielen Ex-Nazis gegangen, die noch leben und hohe Ämter bekleiden.«

*Glauben Sie, dass die Aufarbeitung der Nazi-Zeit in Literatur und gesellschaftspolitischen Diskussionen anders verlaufen wäre, wenn Menschen wie Luise Rinser oder auch Günter Grass früh zu ihrer Vergangenheit gestanden hätten?*

JSdM: »Ja, es wäre vielleicht ganz anders gelaufen, wenn sie zugegeben hätten, dass sie sich damals geirrt und opportunistisch gehandelt haben. Ihre demokratische Gesinnung hätte dadurch an Glaubwürdigkeit gewonnen. Wenn ich aber sehe, wie brutal und undemokratisch man mit Menschen umgeht, denen man Fehlerhaftes in der Nazi-Zeit nachweist - wenn ich sehe, wie man solche Fälle rücksichtslos ausschaltet -, dann habe ich Verständnis für die Angst, sich zu früheren Irrtümern zu bekennen. Abgesehen natürlich davon, dass Luise Rinser wie die anderen von sich aus kaum zu einem Geständnis bereit gewesen wäre.«

*Bei allem, was Sie über Luise Rinser herausgefunden haben - was hat Sie da am meisten schockiert?*

JSdM: »Das Spiel, in den Kriegsjahren arm gewesen zu sein. Es wäre nicht notwendig gewesen. Wie sie mit Karl Rahner umgegangen ist, seine Gefühle ausgenützt und verletzt hat, hat mich auch sehr enttäuscht. Und natürlich ihr Verhalten ihrem Sohn Stephan gegenüber. Er ist gestorben, ohne dass sie den Mut finden konnte, ihm die Identität seines Vaters zu eröffnen. Stephan war ja ein uneheliches Kind. Außer mir konnte sie ihr Leben lang dieses niemandem gestehen, nicht einmal ihrem Sohn Christoph. Stephan ist letztendlich auch daran zerbrochen. Diese Geschichte ist die große familiäre Tragödie Luise Rinsers.«

*Im bayerischen Wessobrunn ist ein Denkmal für Luise Rinser geplant - dagegen regt sich auch Widerstand. Hat sie Ihrer Ansicht nach - nach allem, was sie jetzt über sie wissen - eines verdient?*

JSdM: »Das ist schwierig. Wenn ich schon Stellung nehmen muss, möchte ich differenzieren - kein Denkmal für sie als Person, sondern eins für sie als Personifizierung des deutschen Dramas, des deutschen Problems, das immer noch ungelöst ist.«

## **Uwe Wittstock, Hymnische Verse auf Hitler**

FOCUS Magazin | Nr. 17 (2011), 24.04.2011

*Luise Rinser galt lange als Widerstandskämpferin gegen die Nazis. Eine neue Biografie zeigt jetzt, dass sie als junge Frau dem Hitler-Regime bereitwillig diente.*

Eine würdige ältere Dame steht auf dem Friedhof des oberbayerischen Wessobrunn vor dem Grab ihres Sohnes. Neben ihr ein gut 30 Jahre jüngerer Mann. Plötzlich glaubt der Begleiter seinen Ohren nicht trauen zu können. Etwas bricht aus der Greisin heraus, sie murmelt kaum artikulierte Worte, bittet den toten Sohn um Versöhnung und Verzeihung.

Später, im Gespräch, berichtete sie, worüber sie fast ein ganzes Leben lang geschwiegen hatte: Der Sohn, ihr zweites Kind, wurde außerehelich gezeugt. Schon früh ahnte er manches und fühlte sich von der Mutter, die ihn geraume Zeit in einem Heim untergebracht hatte, schmerzhaft zurückgesetzt. Doch sie weigerte sich, mit ihm über seine Herkunft zu reden. So blieb der Namen des biologischen Vaters bis heute ein Geheimnis.

Die trauernde Greisin am Grab des Sohnes war Luise Rinser (1911-2002), eine der populärsten Schriftstellerinnen der deutschen Nachkriegsliteratur, prominente Vertreterin der katholischen Soziallehre und der Friedensbewegung, 1984 von den Grünen zur Wahl für das Amt des Bundespräsidenten vorgeschlagen. Seit ihrem Roman „Mitte des Lebens“ (1950), dessen Heldin wie eine zweite Luise Rinser wirkt und politisch Verfolgten beisteht, galt sie als weibliches Role-Model eines bodenständigen, alltäglichen Widerstands gegen das Hitler-Regime.

Der Begleiter bei dem denkwürdigen Friedhofsbesuch in Wessobrunn Ende der neunziger Jahre war der spanische, in Deutschland lehrende Philosoph und Rinser-Vertraute José Sánchez de Murillo. Er legt jetzt zum 100. Geburtstag der Schriftstellerin die erste umfangreiche Biografie vor („Luise Rinser. Ein Leben in Widersprüchen“, S. Fischer Verlag, 22,95 Euro) und offenbart darin mehr als nur den lebenslangen Konflikt zwischen der Autorin und ihrem 1994 früh verstorbenen Sohn, dem Regisseur Stephan Rinser.



Brisanter sind politische Fakten. Dass sie 1934 mit 23 Jahren hymnische Verse auf Hitler veröffentlicht hatte, war bereits in den achtziger Jahren bekannt geworden. Rinser stritt ab, die Autorin des mit ihrem Namen gezeichneten Gedichts gewesen zu sein. Aber mit dem Versuch, ihren Gegnern verbieten zu lassen, sie eine „Nazi-Poetin“ zu nennen, scheiterte sie vor Gericht.

Sánchez de Murillo berichtet nun von weiteren biografischen Fragwürdigkeiten. Nach der Machtübernahme Hitlers 1933 beschwerte sich Rinser als Junglehrerin über die angeblich schlampige Arbeit ihres Schulleiters. Der Mann war Jude und geriet wegen ihrer Vorwürfe in ernste Gefahr. Im Jahr darauf übernahm Rinser die Leitung eines Ausbildungslagers für Führerinnen der weiblichen Hitler-Jugend. Sie war zu dieser Zeit, sagt Sánchez de Murillo im Gespräch mit FOCUS, „eine junge Nazi-Größe, die schnell Karriere machte“.

Tatsächlich wurde gegen Luise Rinser, anders als sie später behauptete, im Dritten Reich nie ein Schreibverbot verhängt. Nach ihrer Scheidung 1942, als sie allein für zwei Kinder zu sorgen hatte, nahm sie Drehbuchaufträge von Goebbels' Ufa an, unter anderem für einen Propagandafilm über den weiblichen Arbeitsdienst. Doch offenbar weigerte sie sich, der NSDAP beizutreten – was trotz allem für eine bemerkenswerte Distanz zu Hitlers Staat spricht.

Schon 1937 scheint sich Rinser von der Nazi-Ideologie entfernt zu haben, nachdem sie in München die Ausstellung „Entartete Kunst“ besucht hatte. Sie schrieb einen Solidaritätsbrief an den Maler Emil Nolde (1867-1956), der zwar selbst NSDAP-Mitglied war, aber von der NS-Kulturpolitik diffamiert und schließlich mit Malverbot belegt wurde.

Als Luise Rinser Ende 1944 der Frau eines Wehrmachtsoffiziers rät, ihr Mann solle doch desertieren, der Krieg sei ohnehin verloren, wird sie wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet und angeklagt. Doch kurz vor Weihnachten erhält sie Hafturlaub. Danach wird die Klage in den Wirren der letzten Kriegsmonate nicht wieder aufgenommen. Jahre später behauptete Rinser, sie habe wegen Hochverrats vor dem Volksgerichtshof gestanden – auch das eine Erfindung, die Sánchez de Murillo widerlegt.

Nach Kriegsende begann Luise Rinser, ihre Biografie nach Kräften zu beschönigen. Sie tat, schreibt der Schriftstellerkollege und Rinser-Kenner Michael Kleeberg, „was ein Schriftsteller gemeinhin mit einem Stoff tut: Sie hat gerafft, zusammengezogen und dramatisiert.“

In ihrer Autobiografie „Den Wolf umarmen“ (1981) geht ihr kreativer Umgang mit den Fakten nach Ansicht von Sánchez de Murillo so weit, dass man das Buch eher eine „Legende“ als eine Lebensbilanz nennen müsse.

Lange trat Luise Rinser als moralische Instanz auf, als weibliches Gewissen der Nation. Dieser Ruf ist spätestens mit der Biografie von Sánchez de Murillo verspielt. Natürlich wäre es anmaßend, wollte man der Junglehrerin Luise Rinser aus heutiger Sicht die politische Naivität vorwerfen, mit der sie sich vorübergehend Hitlers Partei anordnete. Doch die Bedenkenlosigkeit, mit der sie ihre Biografie nach Kriegsende verfälschte und ihre früheren Irrwege öffentlich – aber auch privat ihrem Sohn Stephan gegenüber – leugnete, rauben ihr im Nachhinein die Glaubwürdigkeit. In diesem Punkt gleicht ihr Verhalten dem etlicher anderer Schriftsteller, deren Verstrickungen in den Nationalsozialismus in den vergangenen Jahren publik wurden. Am schwersten wiegen dabei nicht die meist geringfügigen politischen Verfehlungen, sondern das hochmoralische Auftreten der Autoren in den Nachkriegsjahrzehnten, während sie, wie wir heute wissen, über eigene biografische Untiefen schwiegen.

Luise Rinser nahm sich auf diese Weise zudem die Chance, aus ihren Irrtümern zu lernen. Nie überwand sie ihre kritiklose Bewunderung für machtvolle Herrschergestalten. So wie sie als junge Frau Hitler lyrisch feierte, so begeisterte sie sich noch mit siebzig blindgläubig für den nordkoreanischen Diktator Kim Il Sung: „Eine Vaterfigur, mit einer starken und warmen Ausstrahlung, ganz in sich ruhend, heiter, freundlich, ohne Falschheit“.

**Anja Hirsch, Buchrezension**  
**J.S.de Murillo: Rinser. Ein Leben in Widersprüchen**  
WDR 3, Passagen, 27.04.2011

Generationen junger Frauen diente sie in der Nachkriegszeit als Identifikationsfigur: die Schriftstellerin Luise Rinser, die 2002 mit 90 Jahren in München starb und jetzt, am 30. April, hundert Jahre alt geworden wäre. Mit Romanen wie "Mirjam", "Mitte des Lebens" oder ihrer autobiographisch angelegten Prosa "Den Wolf umarmen" und "Saturn auf der Sonne", mit Artikeln zur Rolle der Frau oder zur Religion bezog sie energisch Stellung, etwa gegen eine von Männern dominierte Kirche. Ihr Ruf litt, als in den 80er Jahren ein Huldigungsgedicht an Hitler, das ihrer Feder entstammte, auftauchte. Fortan schmähten sie viele als "Nazi-Poetin". Wie tief Luise Rinser im Dritten Reich verstrickt war, was sie verschwieg oder gar umschrieb, erforscht jetzt die Biographie von José Sánchez de Murillo: "Luise Rinser. Ein Leben in Widersprüchen."

Ihren prominentesten Auftritt auf der politischen Bühne Deutschlands hatte die Schriftstellerin Luise Rinser wohl 1984: Da stellten sie die Grünen als Kandidatin fürs Bundespräsidialamt auf. Ihr Gedicht auf Hitler war damals schon bekannt, ihre Bewunderung für den nordkoreanischen Diktator Kim Il Sung ebenso. Luise Rinser, launische Diva mit Aura, zierlich, streitlustig, neugierig, galt dennoch vielen als moralische Autorität. Angesprochen auf das Hitlergedicht, reagierte sie allerdings unwirsch. Erbst, erzählt etwa der Schriftsteller Michael Kleeberg, habe sie ihm 1996 geantwortet, wer ihr zutraue, jemals so etwas geschrieben zu haben, mit dem wolle sie nichts zu tun haben. Auch gegenüber dem Freund José Sánchez de Murillo, Verfasser der ersten großen Rinser-Biographie, schwieg sie sich bezüglich Details zu ihrer Vergangenheit in der NS-Zeit aus. Am von ihr selbst in jedem Klappentext inszenierten Mythos der Antifaschistin, die Berufsverbot hatte und wegen angeblichem Widerstand gegen das Nazi-Regime im Gefängnis saß, wollte sie nicht kratzen. Im Gegenteil: Sie deutete vieles einfach um. War in der Bundesrepublik kein Raum für ambivalente Wahrheiten? Wo wurzelt Rinsers Verherrlichung von Führerpersönlichkeiten? Aus den Widersprüchen zwischen nachprüfbarer Realität und Rinserscher Fiktion entwickelt de Murillo sein Porträt.

*Zitat: Ich durfte kein eigenes Leben haben, ich war an meine Eltern gekettet wie ein Galeerensklave mit Kette und Kugel an die Beine der Mitsträflinge.*

So erinnert sich Luise Rinser im ersten Teil ihrer autobiographisch angelegten Prosa "Den Wolf umarmen", die 1981 erschien. Abgewertet zu werden von den Eltern - das zumindest mag ihrer gefühlten Wahrheit entsprochen haben. Doch sie schafft sich Freiraum und andere Instanzen. Als junge Schülerin verehrt sie heftig charismatische Lehrer. Ein naiver, feuriger Enthusiasmus, dem das Halbherzige nicht reicht, lädt auch spätere Beziehungen auf - zu Ernst Jünger, dem sie Briefe an die Front schreibt; zu Hermann Hesse, dem katholischen Theologen Karl Rahner, zu Willy Brandt oder, im hohen Alter noch, zum Dalai Lama. 1934 ist Luise Rinser 22 und ausgebildete Volksschullehrerin, als der Oberstadtschulrat, ein überzeugter Nazi, sie zu sich ruft. Sie soll ein Lager der Hitlerorganisation "Bund Deutscher Mädchen" führen und angehende Lehrerinnen ausbilden. Kurz zuvor hatte sie den jüdischen Leiter ihrer Schule, der aus Angst und Schwermut zu trinken beginnt, beim Schulrat angeschwärtzt. Dessen Entlassung bricht ihm das Herz - er stirbt. Als "Unterlassung guter Werke", als "Schuld der Herzensträgheit" ordnet Luise Rinser diese Episode später für sich. "Denuntiation" nennt es nun ihr Biograph - der Akt öffnete ihr vermutlich die Pforten zu einer Steilkarriere im Dritten Reich. In ihren eigenen Worten:

*Zitat: Ich sorgte dafür, daß die jungen Lehrerinnen und künftigen HJ-Führerinnen alles lernten, was sie brauchten für Heimbende. Alles lernten sie, nur nicht: nationalsozialistische Weltanschauung.*

Tatsächlich aber ist sie nicht nur Nazi-Sympathisantin, sondern enthusiastische Nazi-Pädagogin. Als Autorin - 1941 erschien ihr Debüt "Die gläsernen Ringe" - erhielt sie nicht etwa Publikationsverbot, sondern war wie alle Kollegen von der herrschenden Papierknappheit betroffen. Und keineswegs hatte man sie 1934 wegen Unzufriedenheit mit ihrer Arbeit vorzeitig fortgejagt, wie sie selbst später schilderte. Ihren enormen Eifer spiegelt ein Bericht, den sie für die Zeitschrift "Herdfeuer" schreibt - eine Eloge auf die Begriffe Zucht, Kameradschaft, Ordnung zur Formung der neuen, deutschen, mütterlichen Frau.

*Zitat: 17.45 - 18.15: Nach dem Tee: Singen und Volkstanz. Wir tanzen Reigen, vor allem aber die bodenständigen Tänze aus der Gebirgsheimat.*

*18.30: Einüben von Sprechchören oder politische Schulung. Wir lesen, sitzend vor einem großen Bild des Führers, aus Otto Dietrich "Mit Hitler an die Macht", und sprechen anschließend daran über politische Begriffe.*

Und ihre Haft zu Kriegsende im Frauengefängnis Traunstein, die sie in ihrem berühmten "Gefängnistagebuch" verarbeitet? Nicht als Gegnerin des Nationalsozialismus, wie oft kolportiert, gerät sie ins Visier der braunen Justiz. Die Anklage lautet auf Wehrkraftzersetzung - Luise Rinser hatte einer verzweifelten Freundin geraten, deren Mann an der Front angesichts des baldigen Kriegsendes das Desertieren nahezulegen. Karl Ritter, Filmregisseur der UFA, für den sie ein Drehbuch über den weiblichen Arbeitsdienst verfasst hatte, nutzt offenbar seine Freundschaft zu Goebbels, und der Prozess wird bis Kriegsende hinausgezögert. Dass Luise Rinser 1973 im Vorwort zur Neuausgabe ihres "Gefängnistagebuches" ihrem Fürsprecher Professor Ritter eben dafür danken kann, ohne ihren Ruf als parteilose, moralische Instanz der Bundesrepublik aufs Spiel zu setzen, zeigt, wie etabliert sie inzwischen war. Besagtes Drehbuch erwähnt sie dabei nicht.

De Murillo, seiner Devise folgend, "schonungslos, aber respektvoll" Widersprüche zu benennen, zeigt, dass Luise Rinser tiefer in die Nazizeit verstrickt war als vermutet. Er schildert sie als kunstfertige Mythomanin, die mit nicht gerade wenig Eifer ihre Vergangenheit umschrieb. Tatsächlich begreift man Luise Rinser nach der Lektüre der Biographie zu allererst als Phänomen: Nicht nur zu verdrängen, sondern im Gegenteil sogar in die andere Richtung zu übertreiben scheint Rinsers Weg gewesen zu sein - was schließlich in die Friedensbewegung führte, aber eben auch zur Verklärung eines totalitären Systems wie Nordkorea. Spürbar ist das womöglich bis in Rinsers literarisches Werk. Der Biograph schlägt vor, diese Prosa nicht historisch, sondern mythologisch zu begreifen: als zeitlose Geschichte über Selbstfindungen in einer verwirrenden Welt. Die Figuren seien keineswegs so eindimensional, wie es der despektierlich verwendete Begriff "Erbauungsliteratur" als Sigel für Rinsers Literatur vermuten ließe. Sie spiegelten vielmehr die inneren Risse der Autorin, die sie in der Öffentlichkeit ausblendete. Doch bleibt dieser Befund zu vage. Ob Klischees und Stereotypen auch im literarischen Werk lauern, sollten, wo noch nicht geschehen, Germanisten streng untersuchen.

## **Antoine Verbij**

### **Duitsland verliest opnieuw een 'morele autoriteit'**

Uit: Historisch Nieuwsblad, nr. 2/2011

De laatste jaren is het oorlogsverleden van Duitse 'morele autoriteiten' als Günter Grass, Walter Jens en Erwin Strittmatter gecorrigeerd. Nu is dat van Luise Rinser aan de beurt, de grande dame van de Duitse naoorlogse literatuur, die zichzelf 'antifascistisch', 'links-katholiek', 'feministisch' en 'socialistisch' noemde.

In april zou de in 2002 gestorven schrijfster honderd jaar zijn geworden. Dan verschijnt een biografie, geschreven door een intieme vriend en geautoriseerd door haar zoon. Los daarvan deed schrijver Michael Kleeberg, ook enige tijd bevriend met Rinser, eigen onderzoek en publiceerde zijn verrassende bevindingen onlangs in *Der Spiegel*.

Rinser was tijdens de oorlog niet de antifascist voor wie ze zich in haar autobiografische geschriften uitgaf. Anders dan ze beweerde, heeft ze niet geweigerd lid te worden van de Reichsschrifttumskammer, had ze geen publicatieverbod, was er geen aanklacht tegen haar wegens hoogverraad en is ze niet aan een terdoodveroordeling ontsnapt. Wel zat ze eind 1944 in de gevangenis, nadat een vriendin aan de Gestapo had verraden dat ze niet geloofde dat Hitler de oorlog kon winnen. Tijdens haar voorlopige hechtenis, die korter duurde dan ze later zei, was een aanklacht tegen haar in de maak wegens 'ondermijning van de weerbaarheid'. Haar Dagboek uit de gevangenis is na de oorlog beroemd geworden.

Kleeberg ontdekte dat Rinser wel van de Reichsschrifttumskammer gebruikmaakte, maar geen lid mocht worden omdat ze nog te onbeduidend was. Verder loog ze dat haar man, die sneuvelde aan het oostfront, een antinazi was. Ook werd ze niet zijn weduwe, want toen hij stierf was het echtpaar al gescheiden.

Rinser was, concludeert Kleeberg, een meeloper zoals velen. In dat beeld past het al in de jaren tachtig opgedoken lofdicht op de 'Führer' ('Wij jonge Duitsers, wij waken, zegevieren of sterven, want wij zijn trouw!'). Na aanvankelijke ontkenning gaf Rinser toe het voor een onserieuze prijsvraag te hebben geschreven.

Ook Rinsers naoorlogse levensloop vertoonde morele ongerijmdheden. Die kwamen voort uit haar enthousiasme voor grootse en meeslepende projecten. Tot haar intieme vrienden rekende ze niet alleen de Dalai Lama en Willy Brandt, maar ook de reactionaire katholieke theoloog Karl Rahner en de Noord-Koreaanse dictator Kim Il Sung.

Rinsers officiële biograaf heeft inmiddels Kleebergs bevindingen bevestigd. De gecorrigeerde biografie van Luise Rinser leert ons 'de grijstonen van het leven waar te nemen', concludeert Kleeberg.

**Christoph Rinser**  
**War Luise Rinser eine Nationalsozialistin?**  
Anmerkungen zu einem problematischen Sachverhalt

Die intensive Forschungsarbeit, die José Sánchez und ich betrieben haben für die Erstellung der Biographie, die im April erschienen ist, hat Tatsachen ans Licht befördert, die der Öffentlichkeit (und auch mir selbst) nicht bekannt waren. Dies betrifft die ersten Jahrzehnte bis zu Luise Rinsers 34. Lebensjahr. Über dieses erste Drittel ihres Lebens wussten wir nur, was sie selbst in ihrer „Autobiographie“ Den Wolf umarmen geschrieben hatte. Doch als wir uns näher mit diesen Jahren zu beschäftigen begannen, stießen wir auf viele Tatsachen, die ihr Selbstbild als in wichtigen Punkten korrekturbedürftig erscheinen ließen.

Da war zunächst die Frage ihrer Ehe mit Horst-Günther Schnell. Uns, ihre Söhne Stephan und mich, ließ sie bis zuletzt im Glauben, „unser“ Vater sei im Krieg gefallen, wodurch sie zur Witwe geworden sei. Nie ließ sie ein Sterbenswörtchen darüber verlauten, dass diese erste Ehe bereits vor dem Tag, an dem Horst-Günther als Soldat eingezogen und nach Russland abkommandiert wurde, wo er im Februar 1943 fiel, nicht nur zerrüttet, sondern geschieden und Horst-Günther bereits mit einer anderen Frau – Hedwig Rohde – verheiratet war.

Kein Sterbenswörtchen auch zur außerehelichen Herkunft meines (Halb)Bruders Stephan, der darüber von der Familie meines Vaters hörte, mit seiner Mutter aber nie darüber sprechen konnte, sodass er bis zu seinem frühen Tod mit 53 Jahren über seinen wirklichen Vater im Unklaren blieb. Warum unsere Mutter sich so verhielt, können wir nur vermuten. Wahrscheinlich wollte sie die Illusion einer wenn auch schwierigen, so letztlich doch glücklichen Ehe und für uns Söhne ein positives Vaterbild aufrecht erhalten. Außerdem war ihr wohl daran gelegen, das Verhältnis zwischen Stephan und mir nicht dadurch zu trüben, dass sie uns erklärte, wir seien in Wirklichkeit nur Halbbrüder. Dass sie dadurch viel mehr Schaden anrichten könnte, als es die Wahrheit wohl je vermocht hätte, ist ihr anscheinend nie in den Sinn gekommen, weil sie natürlich nicht damit rechnete, dass die Wahrheit auch auf anderen Wegen an Stephans Ohren gelangen könnte. Stephan selbst konnte sie nie darauf ansprechen, weil er meinte, ein Bekenntnis zur (vermuteten) Wahrheit müsse selbstverständlich von ihr ausgehen.

Im übrigen war ihm sicher klar, dass er, hätte er sie tatsächlich mit dieser Frage konfrontiert, von ihr niemals eine Antwort erhalten hätte, jedenfalls keine wahrheitsgemäße. Vielmehr hätte sie bestimmt ebenso zornig auf diese „Unterstellung“ reagiert, wie sie es im Falle der Gedichte tat, die in den frühen 70er Jahren ans Tageslicht kamen und zu beweisen schienen, dass Luise Rinser in jungen Jahren – sagen wir es vorsichtig: Sympathie für den Nationalsozialismus empfand. (Das Schweigen über Stephans wahre Herkunft hatte allerdings fatale Folgen, wie wir aus der Biographie wissen.)

Ich möchte versuchen, die Hintergründe und die Komplexität von Luise Rinsers Beziehung zum Nationalsozialismus zu beleuchten. Zu fragen ist auch, ob eine Sympathie für den Nationalsozialismus – falls eine solche festgestellt werden muss – gleichzeitig bedeutet, dass die betreffende Person auch Nationalsozialist(in) gewesen sei.

Zunächst ist also zu klären, was denn „Nazi-Sein“ genau heißt.

Bekanntlich gab es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland den von den alliierten Besatzungsmächten gefassten Beschluss, Deutschland müsse „entnazifiziert“ werden.<sup>1</sup>

*Nach dem Potsdamer Abkommen sollten die deutsche und österreichische Gesellschaft, Kultur, Presse, Ökonomie, Jurisdiktion und Politik von allen Einflüssen des Nationalsozialismus befreit werden. Dies sollte im Zusammenhang einer umfassenden Demokratisierung und Entmilitarisierung geschehen. Die betroffenen Personen wurden in fünf Kategorien eingeteilt:*

- *Hauptschuldige (Kriegsverbrecher)*
- *Belastete (Aktivisten, Militaristen, Nutznießer)*
- *Minderbelastete*
- *Mitläufer*
- *Entlastete*

Was geschah in diesem Zusammenhang mit Luise Rinser? Ihr bescheinigt der Öffentliche Kläger bei der (für ihren Wohnort Kirchanschöring zuständigen) „Spruchkammer“ (so hießen die für die Entnazifizierung zuständigen gerichtsähnlichen Organe) der (damals noch) Kreisstadt Laufen im April 1947: „Auf Grund der Angaben in Ihrem Fragebogen sind Sie von dem Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 5.3.1946 nicht betroffen.“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. zum Ganzen: <http://de.wikipedia.org/wiki/Entnazifizierung>.

<sup>2</sup> Dieses Gesetz, das von den drei Ländern der Westalliierten erlassen wurde, löste eine Reihe von Direktiven ab, die in den verschiedenen Besatzungszonen erlassen und unterschiedlich gehandhabt worden waren.



Sie ist also nicht als „Entlastete“ eingestuft worden, weil nichts zu „entlasten“ war. Der Fragebogen, aus dem ersichtlich würde, wie Luise Rinser die 131 darin gestellten Fragen beantwortete, liegt uns leider nicht vor, und so können wir auch nicht wissen, welche Angaben sie darauf gemacht hat. Damit ist ein Grundproblem des ganzen „Entnazifizierungs“-Verfahrens angesprochen: Nach welchen Kriterien wurden die Angaben auf dem Fragebogen beurteilt? Wer stand für die wahrheitsgemäße Beantwortung der Fragen ein? Wie wurde sie überprüft? (Auf die weit verbreitete Praxis der „Persilscheine“ sei hier nur hingewiesen.) Welche Antworten schlossen einen Bescheid wie den oben zitierten aus? Nur eine Mitgliedschaft in der NSDAP – oder auch in anderen Organisationen des Nazi-Systems, wie etwa der NSFrauenschaft oder dem NS-Lehrerbund? Beiden gehörte Luise Rinser an. Möglicherweise beruhte die Feststellung der Spruchkammer allein auf der Tatsache, dass Rinser kurz vor Ende des Krieges noch inhaftiert und angeklagt worden war. Darauf scheint auch die Tatsache hinzuweisen, dass sie sich vom Landrat Laufen am 22. Juni 1945 eine Bescheinigung ausstellen ließ, dass „gegen sie 1944/45 ein Verfahren wegen Wehrkraftersetzung lief und sie durch die Gestapo im Gefängnis war“. Damit schied sie wohl aus dem Kreis der Betroffenen automatisch aus und wurde folglich in keine der fünf Kategorien eingestuft, auch nicht in die der „Entlasteten“.

Die Fakten, die in den Medien berichtet werden, sind zur Genüge bekannt und auch in der Biographie von José Sánchez angemessen dargestellt.<sup>3</sup> Daher brauchen wir uns hier nicht mehr damit zu befassen. Uns interessiert vielmehr die Frage, ob zwischen dem Charakter und der Geisteshaltung Luise Rinsers einerseits und der nun aufgedeckten Affinität zum Nationalsozialismus eine Verbindung hergestellt werden kann oder ob sich da eine unüberbrückbare Kluft auftut, durch die ihr Leben in zwei widersprüchliche Teile gespalten wird, die sich nicht vereinbaren lassen und so zu einem großen psychologischen und biographischen Problem würden.

Für die Beantwortung dieser Frage greife ich vor allem auf die Briefe zurück, die Luise Rinser in den Jahren 1929–44 an ihre gut fünf Jahre jüngere Freundin Luise Müller, geb. Poch geschrieben hat.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> Vgl. auch MICHAEL KLEEBERG, Luise Rinsers Vergesslichkeit, Der Spiegel, Heft 2/2011, S. 100ff.

<sup>4</sup> Diese Briefe, deren Originale mir vorliegen, sind bisher nicht veröffentlicht worden, konnten also auch für die Biographie noch nicht ausgewertet werden.

Ein paar Worte zu dieser Jahrzehnte dauernden Freundschaft:

Luise Poch schlug denselben Berufsweg ein wie ihre ältere Freundin: Sie wurde Volksschullehrerin und absolvierte ihre Ausbildung an derselben Schule. Sie scheint ihre Freundin geradezu verehrt zu haben. Die Briefe bezeugen dies in vielfacher Weise. Die Freundschaft hielt dann auch bis zu Luise Riners Tod. (Luise Müller überlebte sie um 7 ½ Jahre und starb im September 2009 kurz nach ihrem 93. Geburtstag. José Sánchez und ich konnten in den Jahren davor noch längere Gespräche mit ihr führen.)

Leider hat Luise Rinser die Briefe ihrer Freundin nicht mit der gleichen Sorgfalt aufbewahrt wie diese jene ihrer Lehrmeisterin. Tatsächlich ist keiner davon erhalten geblieben, während Luise Müller alles säuberlich verwahrte, sogar Postkarten und Zettel. Diese Briefe sind zu einem großen Teil erhalten und in meinem Besitz, in den sie nach dem Tod meiner Mutter gelangten.

Allerdings muss ich feststellen, dass gerade in der uns besonders interessierenden Zeit 1933–45 große Lücken klaffen. (So liegen mir etwa aus dem ganzen Jahr 1934 nur zwei relativ kurze Briefe vor.) Die erhaltenen Briefe geben einen tagebuchartigen Einblick in die Denk- und Gefühlswelt der Verfasserin und bilden damit das wichtigste Zeugnis für das Verständnis der jungen Luise Rinser überhaupt. Es fällt daher umso mehr auf (und ist außerordentlich bedauerlich), dass über die politischen Ereignisse und die davon beeinflussten persönlichen Erfahrungen und Entwicklungen in den Jahren ab 1933 so gut wie nichts berichtet wird. Es steht daher zu vermuten, dass Luise Rinser, als sie an ihrer Autobiographie arbeitete, um die Rückgabe des gesamten Briefkonvoluts gebeten und bei dessen Sichtung manche Briefe vernichtet hat, die ihr damals zu gefährlich schienen, weil sie eben die Dinge ans Licht gebracht hätten, die Gegenstand der aktuellen Diskussion sind. Wir wissen ja, wie sorgfältig und leidenschaftlich sie alles verschwieg und, wenn nötig, auch leugnete, was ihre Rolle nach dem Krieg hätte beeinträchtigen können.

Doch trotz dieser Einschränkung bin ich der Meinung, dass die erhaltenen Briefe uns viele wertvolle Hinweise und Erklärungen geben können zum Verständnis der Frage, warum Luise Rinser in die Nähe des nationalsozialistischen Systems geraten konnte.

Betrachten wir als erstes das gesellschaftliche Umfeld, wie die heranwachsende Luise Rinser es erfuhr. Am 25.4.31 – also mit 20 Jahren – schreibt sie an ihre Freundin:

*Aber seitdem der Weltkrieg so von Grund aus die geistige Welt umgewandelt hat, seitdem nicht bloß die wirtschaftliche Not (Arbeitslose, Hunger usw.) so groß ist, sondern auch die seelische, seitdem ist den jungen Menschen das Jung-Sein so bitter hart gemacht. Schau, früher war das so: Da sind die jungen Leute einfach in dem Bestreben aufgewachsen, genau so zu werden wie die Eltern u. Großeltern. Da waren die Eltern noch das einzige erleuchtende Beispiel. Aber in den Jahren nach 1918 ist es anders geworden. Das ist so ganz von selber gekommen. Da haben sogar große, erwachsene Leute gesagt, sie wissen nicht mehr, was sie tun sollen, ob sie wirklich sich bemühen sollen, gut zu sein oder ob sie sich auch der allgemeinen Schlamperei in allen sittlichen Dingen hinwerfen sollen. So eine große Unsicherheit war da in allen Menschen. Und so eine Müdigkeit auch, so ein Sich-Müde-Gekämpfthaben. Und wir, die Jungen, haben das gespürt, daß die Alten selber nicht mehr fest stehen, daß sie uns kein unbedingter Halt mehr sein können. Drum haben wir uns einen eigenen Weg gesucht. Wir wollen unser eignes Leben führen. Deswegen haben wir unsere Eltern auch noch lieb u. achten sie. Aber nachahmen, nein, das können wir einfach nicht mehr.*

Sie entwickelt verschiedene Strategien, sich zu behaupten und gegen diese Situation anzugehen.

Vor allem legt sie größten Wert auf die Feststellung, dass sie „anders“ sei, eben nicht von dieser Mutlosigkeit und „Schlamperei“ angesteckt. Sie und ihre Freundin gehörten zu den „[...] Menschen, die anders sind (tiefer, in sich reicher) als die Masse“ (31.7.31), die „eine dumpfe Masse [sei], essend u. trinkend u. blindlings arbeitend wie ein Tier“ (6.7.31), sie beide seien dagegen „[...] kraft ihres eingeborenen Dranges u. Triebes großzügiger, freier, reicher, geistiger“; deswegen würden sie auch „angebellt u. begeistert u. verfolgt“. „Das können sie alle nicht ertragen, wenn man klüger u. tiefer ist als die große Schafherde.“

Im Brief vom 31.7. schreibt sie weiter unten:

*Du fragst mich wegen des „Geistes“ u. hast Angst, ich könnte ganz unmenschlich werden -. Meine liebe „Kleine“ - das werd ich nicht - unmenschl. nicht, aber, was wir alle werden sollen: übermenschlich, d. heißt: So hoch muß man kommen, daß man in vollkommener Ruhe u. Überlegenheit auf das Treiben der Welt herunterschauen kann -.*

Diese Zitate machen deutlich, welch großen Wert die junge Luise Rinser darauf legte, sich von der „Masse“ abzuheben vor allem dadurch, dass sie nach Höherem strebte. Dieses Streben blieb ihr bis ans Lebensende erhalten und war immer bestimmend. Es ist nicht nur Ausdruck eines starken Ehrgeizes, sondern mehr noch eines elitären Sendungsbewusstseins.

Was das edelste Ziel ihres Lebens sei, erklärt sie etwa ein Jahr später so:

*Ich habe mir als Ziel gesetzt, ein richtiger tapferer Mensch zu sein, u. zwar: eine Frau. Das heißt: Ich will andere glücklich zu machen versuchen, oder besser: andern ihre Lasten leichter zu machen suchen. Es ist soviel Leid um uns, denk nur an das Leid, das über unserem Volk ist. Und da meine ich, müßte jeder Mensch versuchen, in seinem nächsten engsten Kreis soviel Güte u. Liebe herzugeben, als nur in seiner Kraft liegt. (8.7.32)*

Wieder spricht sie hier das Leid des deutschen Volks an. Das bedrückt sie. Vor allem fühlt sie sich aufgerufen, sich für die Verbesserung der Lage der jungen Menschen einzusetzen. Dieser Schwerpunkt ihres Denkens und Wollens ist nicht erstaunlich angesichts ihres Berufs, wie er sich ja auch gerade in ihrer äußerst engagierten Tätigkeit als junge Lehrerin zeigt. (Und umgekehrt scheint ihre Berufswahl ihren Anlagen trotz hin und wieder aufbrechender Abneigung doch sehr entsprochen zu haben.)

Ein Ort, an dem sie immer wieder besondere junge Menschen erlebt („eine Auswahl deutscher Jugend“) und erfährt, „wofür man lebt u. schafft u. Opfer hingibt: für diese edle Gemeinschaft“ (18.8.32), ist die Wülzburg in Franken. Dort kamen damals jedes Jahr junge Leute zusammen, um gemeinsam zu singen, zu tanzen, zu reden und zu feiern. Die junge Luise erlebt diese Treffen als so schön und aufbauend, dass sie geradezu süchtig danach wird. Einmal entschuldigt sie sich bei ihrer Freundin für ihr langes Schweigen:

*auf der Wülzburg findet man vor lauter neuem schönen Erleben keine Zeit mehr, um in Sammlung schreiben zu können; es sind immerzu Menschen um einen, die man gern hat, u. es gibt immer wieder was, wo man mittun will, u. so gehen die Tage herum [...]. (18.8.32)*

Und weiter unten im selben Brief:

*Und dann sollt ich erzählen von den Wülzburgtagen. Ich muß gestehen, ich kann nicht. Es war das alles ein so unsagbar köstliches geschlossenes Ganzes, daß man nicht da oder dort ein Stücklein zum Erzählen herunterbrechen kann.*

Diese Erlebnisse führen sie geradewegs in die Hitlerjugend, nachdem die Jugendbewegung zu dieser zwangsvereinigt worden war. Es ist nur folgerichtig, dass sie sich ab 1933 im „Bund deutscher Mädel“ (BdM) engagiert. Und da sie nie damit zufrieden war, einfach nur mitzumachen, sondern immer eine leitende Funktion anstrebte, konnte sie das Angebot nicht ausschlagen, das ihr schon früh von der neuen (NS-)Regierung unterbreitet wurde: eine Schlüsselposition in der Zusammenarbeit zwischen Schule und Hitlerjugend einzunehmen.

Mit welcher Begeisterung sie diese neue Aufgabe wahrnahm, kann man in ihrem im *Herdfeuer*<sup>5</sup> veröffentlichten Bericht über das erste Lager für BdMFührerinnen nachlesen, das sie zu organisieren hatte. Aus diesem Bericht wird deutlich, dass sie zu diesem Zeitpunkt sich wohl bereits einiges von der neuen Ideologie zu eigen gemacht hatte.

Doch sehen wir etwas genauer hin. Sie schreibt im erwähnten Bericht über die Schwerpunkte des Lagerlebens:

1. Die Betonung der „Zucht“ [...], dieses nichts anderes sein als Ausführende eines Befehls [...].
2. Das Erlebnis der Gemeinschaft, der Kameradschaft [...]
3. Die Ausrichtung unserer Bundesarbeit auf ein gemeinsames Ziel: den Typ der deutschen Frau.

Der erste Punkt – die „Zucht“ – kennzeichnet ihr Leben von früh an und ist etwas ihrem Charakter völlig Gemäües. Aus ihren späteren Aufzeichnungen wissen wir, dass sie sich oft Übungen auferlegte, die nicht nur eine physische, sondern auch und vor allem eine geistige Abhärtung bezweckten (wie bewusster Verzicht auf Angenehmes oder Einübung unangenehmer, ja schmerzhafter Dinge, etwa auf dem kalten Boden knien und ähnliches). Folglich war sie auch in ihrer Arbeit immer sehr zuchtvoll, bis an ihr Lebensende. Nie schob sie unangenehme Dinge – etwa Briefe schreiben – auf, weil sie augenblicklich keine Lust hatte. Ihrer Freundin schreibt sie:

*Es gibt also 2 Regeln, auf denen Du Dein Leben aufbauen kannst: Reinheit u. Menschenliebe. Das ist d. Weihnachtsgedanke. – Reinheit: Dazu muß man die Selbstbeherrschung kennen. Ich z.B. esse vieles nicht, was ich gern äße. (20.12.31)*  
*Ich habe Fehler, ja, aber ich habe sie noch. Und ich bin festen Glaubens u. Willens, sie alle abzuwerfen. Das wird möglich sein, in Jahren härtester Zucht u. Arbeit. Ich will ein einfaches Leben, mich selbst gesund, in Arbeit u. Freude reifen lassen – bis ich soweit komme, daß sich die Menschen an mir aufrichten können, an meinem Wesen, an meiner Kraft u. Freudigkeit. (20.1.32)*

---

<sup>5</sup> *Herdfeuer*. Zeitschrift der deutschen Hausbücherei erschien von 1929 bis 1944 in Hamburg. Der Bericht steht in Heft 9 (1934), S. 127–131.

*Anforderungen an Dich, ja, die mußt Du schon stellen, täglich, stündlich: Nie etwas halb tun, nie etwas auch noch so Kleines schlampig tun. (1.2.33)*

Wie sehr sie selbst dieser Regel folgt, schildert sie schon viel früher so:

*Aber ich bin so tief in der Arbeit gesteckt, daß ich gar nicht mehr herausfand. Ich habe nun 14 Tage hindurch jeden Tag von früh 8 Uhr bis nachts ½ 12 od. 12 gearbeitet, fast ununterbrochen, an meiner Jahresarbeit. Jetzt ist sie fertig. In diesen 14 Tg. hab ich sie aufgesetzt. 166 Seiten! Gearbeitet hab ich seit Juni schon dran. Ich glaube sie ist gut. Über unsere Bauernkinder. Jetzt aber bin ich so müde u. abgespannt. Während dieser Zeit nun konnte ich gar nichts anderes mehr denken u. tun, als was meiner Arbeit galt. (18.11.31)*

Oder:

*Ich hab jeden Tag bis Mitternacht dran [an einem Vortrag vor Lehrern] gearbeitet u. unter Tags m. Vater die Schule gehalten. Dann kam die Aushilfe bei den 62 Kindern. Dann war ich am hl. Abend u. am Weihnachtssonntag krank – völlig erledigt u. erschöpft einfach, und am Montag hab ich dann begonnen meine Jahresarbeit zu machen u. hab jeden Tag gearbeitet von früh 9 Uhr bis weit über Mitternacht. Am Sylvesterabend um 11 Uhr war ich damit fertig. Du kannst Dir denken, daß man da auf einmal am Ende aller Kraft ist. (1.1.33)*

Und:

*Auch ich bin so, wie ich bin: Warm u. sehnsüchtig u. leidenschaftlich. Doch ich lasse mich nicht gehen. Immer wieder Arbeit. (6.5.35)*

Wie wichtig ihr, dem Einzelkind, das Erlebnis der Gemeinschaft war, wissen wir aus ihren Schilderungen der Wülzburg-Aufenthalte.

Was das „gemeinsame Ziel: den Typ der deutschen Frau“ betrifft, möchte ich den Ausdruck teilen und zunächst fragen: Was hieß für Luise Rinser „deutsch“?

An ihre Freundin schreibt sie am 18.8.32 nach einem Besuch Nürnbergs:

*[...] einige Tage in Nürnberg. Du, das ist eine ganz feine Stadt, ist mir vielleicht die liebste Stadt überhaupt. Man muß immerfort denken: „Siehst Du, da auf der Straße ist der Meister gegangen, Dürer, u. da Hans Sachs, u. Veit Stoß u. Adam Krafft u. die vielen andern herrlich deutschen Menschen.“*

Und weiter:

*Wir haben dem Meister u. deutschen Menschen Dürer nun weiße u. eine rote Rose auf den Stein gelegt u. ein Immergrün von der Wülzburg, u. wir haben ihm u. uns u. allen Deutschen gesungen: „Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen...“ Das war ein Bekenntnis u. ein Treueschwur, u. der geht mit uns durch das Jahr u. bestimmt all unser Denken u. Tun.*

Am 12.9.31 schreibt sie über ihre Wülzburg-Erfahrung:

*Diese 12 Tage auf der Burg machen einen ganz neuen Menschen aus einem. Du weißt doch, wie ich vor kurzem noch über die Menschen dachte, wie ich alles Vertrauen zu ihnen verloren hatte. Und nun hab ich auf der Burg so viele gute feine Menschen gefunden, daß ich wieder an sie glauben muß. Es gibt wirklich unter den allerdings sehr vielen Minderwertigen doch noch einen kleinen Kreis auserwählter Menschen, die noch einfach, ehrlich, froh u. aufrecht sind, ohne Lüge, ohne Furcht, ohne Modetorheit, noch so wie Kinder sind – u. noch deutsch. Deutsch, weißt Du, das bedeutet für mich eben ehrlich sein, gerade, Sinn haben für alles Echte, Gesunde, Herbe.*

Da gibt sie uns eine schöne Definition von Deutschsein, gegen die wohl niemand etwas einwenden kann. Sie hat nun gar nichts zu tun mit Arroganz, Machtsucht, Militarismus.

In einem anderen Brief (Datum unbekannt) gibt es eine interessante Stelle über das Verhältnis der Deutschen zu Religion und Kirche:

*Der wahrhaft geistige deutsche Mensch kann keiner, also auch nicht der röm. kath. Dogmenreligion u. Kirche angehören. Der geistige Mensch baut sich seine Religion im Geist. Formen dabei sind nicht nötig. „Gott“ haben wir als „das Göttliche“ in uns: als das „Leben“, den Drang zum Hohen usw. [...] Lies Rosenberg!<sup>6</sup> – Außerdem frag Dr. Schielle,<sup>7</sup> ob er hat: Stonner, „Christentum u. Germanentum“. <sup>8</sup>Eine kleine Schrift, gut zu lesen. Von einem kath. Pfarrer geschrieben! Aber, weißt Du, wie das wird, wenn die Sache für die „Masse“ akut wird – – denn die braucht die kultische Form, das Magische der Sakramente usw. – – Das weiß ich nicht u. weiß wohl heute niemand klar. Man muß das sich entfalten lassen.*

---

<sup>6</sup> Dessen bekanntestes Werk trägt den Titel Der Mythos des 20. Jahrhunderts. München 1930. Im Internet verfügbar: <http://www.scribd.com/doc/2628285/Der-Mythus-des-20-Jahrhunderts-Alfred-Rosenberg>

<sup>7</sup> Ihr und Luise Pochs Religionslehrer

<sup>8</sup> Es dürfte sich um das Buch von ANTON STONNER, *Germanentum und Christentum. Bilder aus der deutschen Frühzeit zur Erkenntnis des deutschen Wesens*, Regensburg 1934, handeln.

*Jedenfalls werden wir nicht ins Heidnische münden, sondern „christlich“ bleiben, aber ohne Rom. Das dürfte klar sein. – [...] Denn die „Religion“ der Jugend ist: das Jungsein, das den „Quellen“ nahe sein, das schöpferische Verhältnis zur Erde, zu den Menschen, zur Kunst, zum eigenen Blut – –*

Es mag erschrecken, dass sie ihrer Freundin die Lektüre von Alfred Rosenberg – dem bekanntesten NS-Ideologen – und Anton Stonner – einem Jesuiten – empfiehlt. Aus deren Werken hat sie wohl übernommen, was im eben zitierten Brief steht. Aber wie das obige Zitat zeigt, gefiel ihr wohl der Gedanke einer von Rom befreiten Kirche – und nicht die Erörterungen zur „Rasse“, die sich bei Rosenberg finden. Jedenfalls bezieht sie sich an keiner Stelle hierauf.

Ihre schon und gerade in der Jugend kritisch-distanzierte Haltung zur Kirche ist ja bekannt, und so ist es nicht verwunderlich, dass sie sich durch die Gedanken von Rosenberg und Stonner angesprochen fühlte, und deshalb sind die Zitate auch nicht als Beweis für eine Nähe zur NS-Ideologie tauglich. Außerdem ist festzustellen, dass sie sich immer mit religiösen Themen beschäftigte, und zwar in einer sehr offenen und umfassenden (eher kirchenfernen) Weise. So ist im November 1935 der Buddhismus offenbar ein wichtiges Thema für sie:

*Ich habe viel Arbeit, [...] dann Buddhistische Bücher lesen u. andere dazu, u. viel denken auch. (14.11.35)*

Und eine Woche später:

*Ich lese viel Buddhistisches. Schöne Dinge sind das, ich werde gar nicht satt. Zu Weihnachten bekomme ich von Freunden eine echte Buddhafigur aus Siam. Und Ernst, H.-G. Schnell u. ich, kaufen einen Buddha für Kaminski, der sich schon lang einen wünscht. (22.11.35)*

Auch mit Zarathustra beschäftigt sie sich. Im Brief vom 7.10.35 zitiert sie ein langes Gedicht von ihm.

Weitere Zitate werde ich weiter unten in anderem Zusammenhang noch anführen.

Zunächst aber sind noch ein paar Worte zum dritten Punkt anzumerken: Luise Rinslers Frauenbild in jener Zeit. Im September 1932 schreibt sie:

*Es [ein Bildchen, das sie diesem Brief beilegt] ist nach dem Gnadenbild in der Kirche gemacht von einer Klosterfrau. Es heißt „Mutter der schönen Liebe“. Du, ist das nicht fein?*



*„Schöne Liebe“ – das ist die Liebe, die frei von dunklen Leidenschaften ist u. von allen selbstsüchtigen Begierden, die nur daran denkt, für alle andern Leidenden u. Fragenden u. Heimatlosen eine warme helle Kammer zu sein, darin sie ausruhen u. eine Weile bleiben, sich kräftigen u. wieder froh werden können zum Weiterweg. Das ist dann „Mütterlichkeit“. Das ist dann „schenkende Liebe“, mütterliche Liebe, wie wir sie alle in uns aufblühen lassen müssen. Das freut mich so, daß Du dies schon begreifen kannst. Ich wundere mich auch, daß in Dir, dem jungen Menschenkind, schon soviel Mütterlichkeit ist. Aber es ist noch ein weiter Weg zur vollen Reife dieser Früchte. [...] Wir Frauen, wir sind wie Trauben; sind, da wir jung sind, noch sehr helle und auch sehr herbe Trauben, u. das Leben u. sein Leiden jagt erst die schwere Süße in die Beeren, u. jeder Tag macht sie dunkler u. voller u. schwerer. Und zuletzt tragen wir diese köstliche Frucht ganz reif in uns u. dann tropft der junge Wein daraus, davon die Menschen trinken. Mir kommen gute, weise mütterliche Frauen immer vor, als trügen sie solche kostbare Früchte. Drum gehen sie auch langsamer, behutsamer u. drum sind ihre Worte u. Gebärden stiller u. gesammelter. Nicht wahr, so ist das doch, und so steht vor mir und Dir das Bild unseres Lebens. (12.9.32)*

*Aber Du sollst nicht zuviel „denken“. Man erkennt nicht (als Frau!) durch Denken, sondern durch leben, erfahren, erleiden. Verstehst Du? Wir Frauen müssen nicht „wissen“. Wir haben die „Weisheit“ im Instinkt (im Seelischen, nicht im Verstand.) Also! (Datum unbekannt; wahrsch. Anf. 1932)*

*Du mußt immer vor Dir das Bild von Dir selbst sehen. Wie das ist? Wie das meine u. das aller Menschen: der Mensch, genauer noch: die Frau, die sich rein gehalten hat, die gegen sich streng ist, gegen andere aber voll Güte – und so weiter. Du weißt es ja. – (4.4.32)*

Diese Zitate zeigen ein recht traditionsverhaftetes Rollen- und Wesensverständnis der Frau, doch tatsächlich dachte sie viel kritischer, wie ein Aufsatz aus der Deutschen Junglehrerzeitung von 1931 zeigt:

*Daß wir weibliche Jugend nicht mehr [...] unser Leben mehr oder minder befriedigt aus der Hand eines Mannes hinnehmen, ohne zu denken und irgendwie zu gestalten, dafür sorgten die letzten Jahrzehnte.*

*Wir sind wach geworden und sind es noch, trotz der Erscheinung, daß der Hang zur Vermännlichung seit und wo er auf die Spitze getrieben worden ist, umschlägt in den lebenswürdigeren Drang, wieder das sein zu wollen, was wir sind: Mädchen und Frauen ... Ich bin trotzdem nicht, wie viele meiner jungen Kolleginnen, der Ansicht, daß die Frau nun einmal in die Ehe gehört. Nein, ich sage: es gibt neben (oder über) der leiblichen Mutterschaft eine geistige.*

Wie wenig Luise Rinser in ihrem Denken die herrschende Ideologie aufgenommen und verinnerlicht hat, wird deutlich, wenn wir uns ansehen, womit sie sich in jenen Jahren beschäftigte.

Da ist einmal die breite Palette der Literatur. Da werden u.a. erwähnt und als wichtig bezeichnet: Jean Paul, Ernst Wiechert, R. M. Rilke, H. Hesse, C. F. Meyer – und Martin Buber! Am 7.2.36 schreibt sie:

*Noch eines: Du sagst, Du erlebst „nichts Großes“. Ich schicke Dir dazu eine Abhandlung Martin Bubers (bitte, laß sie nicht offen liegen, gib sie niemand. Buber ist Jude!) Du wirst die Verbindung zu Deinem Satz schon herausfinden.*

Dieses Zitat weist darauf hin, dass Luise Rinser vom Antisemitismus der Nazis nicht beeinflusst war, sondern sich, soweit sie es konnte, ohne sich oder andere zu gefährden, über die herrschenden Verhaltensregeln hinwegsetzte, die eine Lektüre (und gar eine Weiterempfehlung!) von Werken jüdischer Schriftsteller, Philosophen usw. verfolgte. (Man denke an die verschiedenen Bücherverbrennungsaktionen.) Ein in ihren Augen wichtiges und wertvolles Buch nur deshalb nicht zu lesen, weil es von einem Juden verfasst war, wäre ihr wohl nie in den Sinn gekommen. Eine antisemitische Haltung hätte so sehr ihrer für fremde Kulturen immer offenen Grundeinstellung und ihren stets sehr lebendigen und umfassenden Interessen, bei denen sie sich kaum von herrschenden Tendenzen beeinflussen ließ, widersprochen, dass man in erhebliche Erklärungsnot geriete, wenn man ihr Antisemitismus anhängen wollte.

Der Vorfall in dem Dörfchen Forst (heute zur Gemeinde Wessobrunn gehörend) ist kein Gegenbeweis. Worum ging es da? Die Geschichte ist in der Biographie ausführlich dargelegt (auf S. 100ff). Deshalb möchte ich mich hier auf eine ergänzende Bemerkung beschränken: Luise Rinser hat in der dortigen Volksschule eine ihrer (Aus-hilfs)Stellen zugewiesen bekommen. Natürlich trat sie auch diese (wie die anderen) mit dem vollen Elan einer ganz jungen, mit Idealismus geladenen Lehrerin an. Doch die Zustände in der Schule waren alles andere als erfreulich, da der Schulleiter die Schule aus Gründen vernachlässigte, die in der Biographie erläutert sind.

Luise Rinser meinte nun in ihrem großen Pflichtbewusstsein, der Regierung darüber Bericht erstatten zu müssen – der Kinder wegen. Ganz sicher spielte dabei keine Rolle, dass der Schulleiter – Herr Würzburger – Jude war. **Und es kann wohl auch nicht von einer „Denunziation“ gesprochen werden.** Freilich kennen wir den Verlauf der Unterredung in der Regierung nicht. Aber ich möchte hier José Sánchez widersprechen, der den Vorfall so interpretiert, als habe Luise Rinser ihn bewusst benutzt, um sich auf Kosten des Schulleiters Vorteile zu verschaffen. Diese Deutung – für die mir keine Belege vorzuliegen scheinen – würde sie als eine üble Denunziantin abstempeln, was ihrem Charakter und ihrem lebenslangen Verhalten diametral entgegengesetzt wäre. Belegt ist aber durch zahllose Äußerungen der Autorin selbst und durch Zeugnisse von Vorgesetzten, Kollegen und Schülern ganz eindeutig, wie sehr ihr in allen Schulen, an denen sie eingesetzt wurde, „ihre“ Kinder am Herzen lagen und mit welchem selbstlosem Einsatz sie sich stets um sie kümmerte. (Das gilt nicht nur für Nicklheim, das Dorf, in dem sie wohl mit der schwierigsten Aufgabe ihres jungen Lehrerdaseins betraut war .) Da scheint es mir auf der Hand zu liegen, dass die Zustände in Forst ihr um der Kinder willen einfach unerträglich waren. Es steht m.E. auch keineswegs fest, dass sie eigens nach München gefahren sei, um ihren Schulleiter anzuschwärzen. Wahrscheinlich war der Anlass eine allgemeine Berichterstattung über ihre Tätigkeit, in deren Rahmen sie natürlich auch über die Verhältnisse an ihrer Schule berichten musste.

Wie wenig Luise Rinser in Wirklichkeit von der nationalsozialistischen Ideologie und Geisteshaltung beeinflusst war, geht aus vielen Äußerungen in den mir vorliegenden Briefen hervor, die dem Thema Gott und Religion gewidmet sind. Als Beispiele seien hier nur folgende Stellen zitiert:

*Weißt Du, wer mein „Vorbild“ ist? Ahnst Du es? Es ist Christus. Sieh, uns wird Christus (die Vorstellung von ihm) verdorben von den süßlichen Vorstellungen in Bildern u. Statuen u. in mancherlei Predigten. Wir haben sein wahres großes Bild nicht mehr. Christus war ein herrlicher Mensch. Auch er ein Mensch! Ja. Aber ohne Falsch. Ohne Menschenfurcht. Ganz rein. Weil er so rein war, darum konnte er allen Menschen helfen – u. nur er! (20.1.32)*

Oder:

*Es ist keine Phrase, Du, wenn ich sage: In jedem Menschen ist ein Gottesfunke. Sieh: Als Gott den ersten Menschen schuf, da wurde dieser erste Mensch lebend, als ihm Gott den Atem gab, Atem von seinem Atem. Der Atem in uns, der eigentlich das ist, was unser „Leben“ ausmacht, er ist noch immer von Gott gegeben, von Gott eingehaucht. Also hat jeder Mensch, der atmet, etwas von Gott. (20.12.31)*

Und einige Jahre später:

*Du schreibst, man sei im Grunde nichts als ein Tier. Wieso denn? Du weißt doch sehr gut, daß wir beides haben: die Möglichkeit, Gotteskind zu werden und die, ein „Tier“ zu werden. Die Möglichkeit. Jeder aber hat in sich den Funken Gottes. Deine Sehnsucht nach Reinem, Klarem, Liebendem, dies ist Gott. (22.11.35)*

Und weiter im selben Brief:

*„Leben“ ist das Bunte, sind viele Menschen, sind leidenschaftliche Erlebnisse, interessante Begegnungen, Innigkeiten des Gefühls u. wie man alles nennen will. Aber Leben: dies ist etwas anderes. Dies ist: in Gott sein. Man kann es nicht immer, man kann es kaum je – aber man sucht, es zu vermögen. Hör einen schönen Spruch aus dem Persischen:*

*„... wo Gott ist,  
die strömende Quelle von allem,  
Dort brauchst Du nicht zu sagen,  
Daß Du gut sein wolltest,  
Weine Dich aus,  
Daß es Dir nicht immer gelang –  
Gott weiß, daß Du strebst u. bereit warst,  
Seine Wahrheit kennen nur Toren u. Weise.“*

Zusammenfassend kann man feststellen:

Luise Rinser war weder formal noch in ihrer Geisteshaltung eine Nationalsozialistin. Warum aber hat sie als Schriftstellerin und als Ausbilderin von BdM-Führerinnen dennoch für das System gearbeitet?

Da ist zunächst vor allem ein Punkt zu nennen, der in Luise Rinsers Leben so oft eine wichtige Rolle spielte: die Männer, in diesem Fall die Person Adolf Hitlers. Ihre Einstellung gegenüber diesem Mann mag zwiespältig gewesen sein. Dennoch scheint es unzweifelhaft, dass er – bei allen Vorbehalten – letztlich doch eine starke Faszination auf sie ausübte.

Aus heutiger Sicht fällt auf, dass sie auch sehr viel später von einem Mann in seinen Bann gezogen wurde, der als der „große Führer“ bezeichnet wurde (und wird): der nordkoreanische Präsident Kim il-Sung. Auch bezüglich ihrer Sicht und Beurteilung Nordkoreas ist festzustellen, dass ihr Blick für die erschreckende Wirklichkeit offenbar getrübt war.<sup>9</sup> Das mag auch im Falle des Nationalsozialismus so gewesen sein. Das gilt im Übrigen für viele Menschen, die meinten: „Ja, es geschieht viel Schlimmes – aber wenn Hitler das wüsste, würde er es sicher verhindern ...“ In der Bundesrepublik engagierte Luise Rinser sich nur einmal für eine Partei (sogar in Wahlkampfveranstaltungen) – aber nur, weil eine große Männergestalt sie anzog: Willy Brandt. (Welche bedeutenden Männer sonst im Leben Luise Rinsers eine Rolle spielten – es waren nicht wenige –, ist nicht Gegenstand dieser Erörterung.)

Ein zweiter Gesichtspunkt ist ihre schon früh aufbrechende Leidenschaft zu schreiben. In ihrem dritten Lebensjahrzehnt schrieb sie einige Erzählungen (die zum Teil bis heute nicht gedruckt wurden). Auch in der Lyrik versuchte sie sich immer wieder. Sie sah sich aber nie als Lyrikerin und veröffentlichte deshalb nie Gedichte. Nur in den Jahren 1935–37 ergriff sie die Möglichkeit, die ihr *Herdfeuer* bot. Die Gedichte aus jenen Jahren wurden dann in den 70er Jahren bekannt. Ein Gericht, das sie angerufen hatte, weil man sie als „Nazi-Poetin“ bezeichnete, entschied, das sei Rechtens. Auch Prosatexte wurden in *Herdfeuer* abgedruckt, so dass Luise Rinser 1941, als ihr erstes Buch (*Die gläsernen Ringe*) erschien, keine gänzlich Unbekannte mehr war. Der Erfolg dieses Buches war für sie nicht nur aus finanziellen Gründen wichtig (sie hatte ja den Lehrerberuf bereits 1939 aufgegeben), sondern vor allem deshalb, weil sie so ihrem Traum, eine erfolgreiche Schriftstellerin zu werden, näher kam.

Auch hier gilt: Sie wollte natürlich nicht „irgendeine“ Autorin werden, sondern eine berühmte und einflussreiche. Als sie 1942 das Angebot bekam, ein Drehbuch für einen Film über den weiblichen Arbeitsdienst zu schreiben, den die UFA produzieren sollte, bedeutete das für sie einen wichtigen Karriereschub (und einiges Geld). Inzwischen war auch z.B. die *Kölnische Zeitung* auf sie aufmerksam geworden, die bis 1944 regelmäßig Aufsätze von ihr veröffentlichte und noch kurz vor Kriegsende einen Vorabdruck ihres ersten Romans (*Hochebene*) brachte.

---

<sup>9</sup> Vgl. dazu LUISE RINSER, *Nordkoreanisches Reisetagebuch*, Frankfurt a.M. 1981

Natürlich wäre all dies nicht möglich gewesen, wenn sie als Gegnerin des Systems bekannt gewesen wäre. Umgekehrt scheint es mir auch kein Beweis zu sein, dass sie Nationalsozialistin gewesen sei. Wie sie sich als Lehrerin für die Kinder engagierte, die ihr anvertraut waren, so ergriff sie mit demselben Eifer und Ehrgeiz die Gelegenheit, als Schriftstellerin zu arbeiten und sich einen Namen zu machen. Dass sie dabei vieles nicht sah (nicht sehen wollte?), was sie eigentlich in den Widerstand hätte treiben müssen, mag, wie gesagt, auf die Faszination des Führers zurückzuführen sein.

Doch als ihr zweiter Mann – Klaus Herrmann, ein Kommunist – ihr die Augen öffnete, begann sich ihre Einstellung zu ändern und wurde zu der, die sie schließlich zu den bekannten Äußerungen ihrer Freundin – Lisl Grünfelder – gegenüber trieb, ihr eine Anzeige wegen „Wehrkraftzersetzung“ einbrachte und zu ihrer Inhaftierung führte, was sich wenig später als eine äußerst nützliche Fügung erweisen sollte.

Aufgrund der im Gefängnis verbrachten Monate, in denen sie wohl endgültig von jeder Sympathie für das System geheilt wurde, konnte sie nämlich nach Kriegsende die Rolle einer Nazigegnerin zu spielen beginnen. (Am Anfang habe ich bereits auf die „Entnazifizierung“ hingewiesen.) Als solche wurde sie sehr bald eine gesuchte Persönlichkeit beim Aufbau der BRD. (Auf Einzelheiten brauche ich hier nicht einzugehen, da sie in der Biographie ausführlich dargestellt sind.)

Daraus ergibt sich – wie mir scheint: geradezu zwangsläufig – ihr kompromissloses, manchmal wütendes Leugnen jeder Verstrickung in den Nationalsozialismus, deren Bekanntwerden ihre Rolle hätte gefährden können. So erklärt sich ihre Selbstdarstellung in *Den Wolf umarmen* als ein Versuch, sich selbst reinzuwaschen. Aber ging es dabei nicht um mehr? José Sánchez meint, diese „Autobiographie“ sei auch von der Absicht inspiriert gewesen, dem deutschen Volk zu zeigen, dass es auch die andere Seite gab, d.h. dass nicht alle Deutschen Nazis gewesen seien und auch nicht alle Nazis böse (siehe ihre Äußerungen über Karl Ritter im *Gefängnistagebuch* und in *Den Wolf umarmen*), es also auch das Gute gebe und man sich deshalb nicht selbst demütigen und verstecken müsse. Es scheint mir in diesem Zusammenhang deshalb nicht angemessen, ihr vorzuwerfen, dass sie „uns alle belogen“ habe.

Ich glaube, die Kategorien „Wahrheit“ und „Lüge“ sind hier kein adäquater Maßstab. Man könnte ihr vorwerfen, sie sei Opportunistin gewesen, sowohl im Dritten Reich, wie auch danach.

Ich vermag es nicht so zu sehen. Denn weder in den Jahren 1933–45 „verkaufte sie ihre Seele“, um bei den Herrschenden Gefallen zu finden – sie hat, soviel wir wissen, durch ihr Tun nie jemandem geschadet –, noch in der Zeit ab 1945, denn gerade in den folgenden Jahrzehnten bekam sie – neben aller Liebe und Verehrung von seiten der Leser – mehr Ablehnung, Missgunst und Anfeindungen zu spüren als vorher. Dennoch engagierte sie sich in den 57 Jahren bis zu ihrem Tod für die Demokratie, für soziale und menschliche Fragen, für den Geist. (Wie hätte sie sich wohl verhalten müssen, wenn sie wirklich opportunistisch gewesen wäre, d.h. Erfolg und Anerkennung um jeden Preis gesucht hätte? Man denke an die oft abwertende Kritik und an die vielen Angriffe, in denen sie einmal als „zu rechts“ – sprich: katholisch –, ein anderes Mal – und viel häufiger – als „zu links“ bezeichnet wurde. Ihre Tagebücher, unzählige Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, Rundfunkvorträge und Tausende von Briefen an ihre Leser(innen) sind beredte Zeugnisse dieses trotz in Kauf zu nehmender Nachteile nie preisgegebenen Engagements. Dass sie bei alledem nicht in einer oberflächlich-tagesaktuellen Sicht stecken blieb, sondern Visionen für die Zukunft entwickelte, die noch der vollen Wahrnehmung durch die Öffentlichkeit harren, zeigen ganz besonders ihre Bücher *Mirjam* und *Bruder Hund*.

## Biografisch materiaal rond Luise Rinser



### Inhoud

Christoph Rinser, Luise Rinser	1
Michael Kleeberg, Luise Rinsers Vergesslichkeit	9
Biografie über Luise Rinser: demontage eines Mythos	
Interview mit José Sánchez de Murillo	21
Uwe Wittstock, Hymnische Verse auf Hitler	24
Anja Hirsch, Recensie van de biografie	27
Antoine Verbij, Duitsland verliest opnieuw een 'morele autoriteit'	30
Chr.Rinser, War Luise Rinser eine Nationalsozialistin?	31